

ALLGEMEINE RUNDSCHAU

HERAUSGEGEBEN VON DR. GEORG MOENIUS

Nummer 27. XXVII. Jahrg.

München

5. Juli 1930

Münchener Xenien

Pasquino

München

*Dieses also ist München und war doch Isar-Athen einst!
Dort, wo der „Völkische“ tobt, Muse, verhülle dein Haupt!*

Exul

*Bayer bin ich wie du. Doch wird uns die Heimat zur Fremde.
Wo ein Ludendorff rast — im verhitlerten Land.*

Fremdländische

*Zwar hat München den Held, allein es hat keinen Helden.
Wüchse der Hydra ansonst hakenverkreuzelt der Kopf?*

Bayerische und preußische Madonna

*Wirklich also bist du es „Mariensäule“? Wie staun ich,
Daß noch immer nicht steht Kön'gin Luise darauf!*

Wahrzeichen Münchens

*Selige Kuppeln des Domes, Wahrzeichen des glücklichern München!
Stülpe man doch — es ist Zeit! — euch zwei Stahlhelme auf!*

Kastalischer Quell

*Fliehet, ihr holden Musen, wofern ihr nicht längst euch geflüchtet!
Schwemme im Hofbräuhaus heißt Münchens kastalischer Quell.*

Bayerische Belange

*Immerhin grüß ich dich freundlich, beliebter Maßkrug der Keller,
Weil man den schaumigen Saft noch nicht aus Stahlhelmen schlürft.*

Münchener Presse

*Wandle nicht, Leser, im Blätterwald Münchens, nein, trolle dich hurtig,
Giftiges Gas, nicht Ozon atmest du ein in dem Forst.*

Gerechtigkeit

*Uebrigens, Bayer, schimpf mir nicht allzu hitzig auf „Preißen“,
Sondern sieh zu, daß du lernst! Werte gibt es auch dort!*

Bayern einst und jetzt

*Bayerisches Land, du köstliches Kleinod, mit Recht so geminnt einst,
Wie verscherztest du dir doch die Liebe der Welt!*

Wien

*Los von Rom! ertönte die Losung in Wien einst. Und siehe:
Heute wirft man den Pabst ohne Umschweif hinaus.*

Austria docet

*Austria docet. Den Papst befördert man flugs nach Venedig.
Bayern halte zum Papst! Gib den Päbsten den Paß!*

Tag des Buches

*Käse kauft man sonst in Münchener Buden nebst Radi .
Dichter verkauften anjetzt autographierend ihr Werk.*

Münchener Dichter-Handschriften

*Gärtner ziehen im Treibhaus duftig blüh'nde Kakteen.
So auch sammelt die Stadt Dichterprodukt unter Glas.*

Alma Mater Monacensis

*Cand. theol. stieg ein Braunhemd teuf' - katho - nazisch zur Alma.
Schwarzrock stünde ihm eh'r. Wird er wohl je violett?*

Leitartikel

*Leitartikel wozu? Sind wir denn leitende Hämmel?
Schäferhunde wir sind! Wachen und beißen ins Bein.*

Uniformverbot

*Nehmt ihr das farbige Hemd und zieht ihr sie bis auf die Haut aus:
Seht doch: Gleich mit dem Hemd schwindet die magische Kraft.*

Rom

*Lecke nur gegen den Stachel! Rom bleibt germanisches Schicksal.
Tiefer, als du es nur ahnst, sitzt dieser Pfahl dir im Fleisch.*

Romanus

*Wenn ich Germanus doch hieße: Das wäre die beste Empfehlung.
Daß ich Romanus auch bin: treibt euch die Wut in den Kopf.*

Distichen

*Katzen sind wir zwar nicht. (Ihr liebt nur samtene Pfoten.)
Doch, ihr Leute, verzeiht, zeigen die Krallen wir auch.*

Franktireurs-Frage

*Der schoß. Es schoß. Die schossen. Wir schossen. Schoß ja doch alles.
Hinterher schossen Wir dann diese Sippschaft da tot.*

Deutscher Weg

*Lucus a non lucendo: gewichtig auf preußischen Wegen
Treiben sich Ritter zu Roß, schlehmilhatte, herum.*

Consul X

*Consuln wachen dereinst, damit res publica blühe.
Aufgepaßt jetzo! Auf daß Consul nicht schade dem Staat!*

Selbe Hefte

*Gelb ist päpstliche Farbe. Es flimmert dir gelb vor den Augen,
Und du merkst schon längst: Wilhelm nur heißet ihr Papst.*

Nur eine Inhaltsangabe

*Die „Literarische Welt“ bringt Muckermanns „Christliche Ehe“
Und von Kurt Hiller sodann: Homosexualität.*

Darmstadt

*Chaos, ach nein! Nur Dynamik und Leben und faustisches Ringen.
Keyserlings Schule macht Wind im peristaltischen Darm.*

Spengler

*Schmähet die Meister mir nicht! Denkt doch an unsern Hans Sachsen!
Spengler auch lästern nicht, machen sie redlich in Blech.*

Fr. Muckermann hic et ubique

*München tanzte! Was willst du denn mehr, o Muse des Tanzes?
Muckermann tanzte zwar nicht. Sprach indes sehr prominent.*

Heilmittel Gift

*Kröten verspritzen ihr Gift. Doch Distichen „Geist“ nur verspritzen.
Heilmittel sei unser Gift, giftet es euch auch gar sehr.*

Bomben

*Distichen wirken wie Bomben. Ihr, die ihr Städte belegtet,
Kreuzfromm. Wundert euch nicht, werdet auch ihr jetzt belegt.*

Entschuldigung

*Distichen sind wir aus München. Sind wir auch nur aus München:
Nehmt es uns, bitte, nicht krumm, daß wir aus München nur sind.*

Marcel Proust in seinem Verhältnis zu Religion und Kirche

Dr. Johannes Voeste-Engelberg.

Viele bedeutende Geister, die der Kirche äußerlich fernstehen, sind doch in ihrem ganzen Wesen und in der Formung ihrer spezifischen Persönlichkeit in hohem Grade von dem Christentum beeinflusst worden, ja ohne die christlichen und kirchlichen Traditionen gar nicht denkbar. In der Tat hat, wie Ernst Troeltsch mit Recht betont hat, das christliche Mittelalter auf das ganze europäische Geistesleben viel stärker eingewirkt, als alle späteren großen Geistesströmungen, die Renaissance nicht ausgenommen. Das gilt ganz besonders von der französischen Literatur. Und zwar nicht nur von den Klassikern, sondern auch von den großen Schriftstellern und Dichtern des 19. Jahrhunderts. Ein Balzac, ein Victor Hugo, ein Baudelaire, ein Verlaine tragen in ihren Werken die Signatur eines spezifisch christlichen Kulturkreises unzweifelhaft an sich, selbst ein allen religiösen Lehren und der Kirche so skeptisch gegenüberstehender Geist wie Anatole France ist doch in vielen, und zwar den bedeutendsten seiner Grundanschauungen von der christlichen Religion inspiriert. Die weltweite Brüdergattung, die verstehende Güte, die Caritas, die in vielen seiner Dichtungen Ausdruck finden, sind erst durch das Christentum in die Welt gekommen und durch die Kirche zum fortwirkenden, lebenspendenden Erbe der abendländischen Kultur geworden.

Auch der große Romanschriftsteller Marcel Proust, dessen bändereiches Oeuvre von den kompetentesten Kritikern Frankreichs, Englands und Deutschlands den Werken von Balzac, Stendhal und Flaubert an die Seite gestellt wird, ist, trotzdem er von einem seiner Biographen als „irreligieux“ bezeichnet wird, doch in seinem ganzen geistigen und künstlerischen Habitus wesentlich durch die katholische Religion und Kirche beeinflusst worden. Es ist eine reizvolle Aufgabe, diesen christlichen Einwirkungen bei Proust nachzugehen und damit eine wesentliche Seite seines geistigen Charakters ins Licht zu rücken.

Proust ist kein praktizierender Katholik gewesen; er hat sich den größten Teil seines Lebens vom Gottesdienst und von den Sakramenten fern gehalten, aber ihm ist infolge von natürlicher Begabung wie von Erziehungseinflüssen eine ausgeprägte Affinität zu den ethischen Grundlehren des Christentums eigen, eine Affinität, die sich in seiner ganzen Persönlichkeit ausprägt. Der tiefste Wesenszug dieser wundervollen Seele ist Güte und Sympathie gewesen, eine Menschenliebe, die sich allen Personen öffnete, mit denen er je in Berührung kam. Dieser außerordentliche Dichter war von einer beispiellosen Feinfühligkeit und unvergleichlichen Delikatesse des Herzens. Dieser sein Herzenstakt wirkte sich nicht zuletzt im Verkehr mit auf der gesellschaftlichen Stufenleiter Niedrigerstehenden, wie Dienstmännern,

Mägden, Kellnern, Kutschern und Chauffeuren aus. Auch in diesen Personen sah er vor allem den Menschen, das nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene Wesen, und er vermied es ängstlich, sie anders als mit größter Zartheit zu behandeln. Ueberhaupt schien ihm jedes menschliche Leben der Sympathie und des Interesses wert. Den Kellnern eines Restaurants, in dem er als junger Mensch speiste, und den Musikern, die in demselben spielten, fühlte er sich als Bruder. Und dem Violinspieler, der einen traurigen und bedrückten Eindruck machte, schenkte er zwei Louis, die er sich von seinem Tafchengelde erspart hatte, um ihm eine Freude zu machen. Nie tadelte er seine langjährige Dienerin, der er in seinen Romanen ein rührendes Denkmal gesetzt hat, wenn sie Tadel verdient hätte, um sie nicht zu beschämen, und wenn er irgendwelche Dienstleistungen in Anspruch nehmen mußte, entschuldigte er sich bei denen, von welchen er sie empfing, und entlohnte sie fürstlich. Das tat er aber nicht aus irgend welchem Snobbismus heraus, sondern aus innerstem, moralischem Drange, aus wahrhaftiger Demut des Herzens. Seine starke Menschenliebe wurzelte in der echt christlichen Ueberzeugung, daß, wie es etwa Pascal ausgedrückt hat, alle Menschen ihrer uns unbekanntem Substanz nach, als Ebenbilder Gottes von gleichem, unendlichem Werte seien.

Mit Ruskin, von dem Proust außerordentlich stark beeinflusst worden ist und dem er eine für die Erkenntnis seines eigenen geistigen Charakters höchst aufschlußreiche Schrift (sie ist in dem Sammelbande „*Pasiches et Mélanges*“, der eine Reihe von Abhandlungen von Proust vereinigt, enthalten) gewidmet hat, betont er die Pflicht zu werktätiger Menschenliebe und Hilfsbereitschaft, preist er die Lehren der Bergpredigt und die christliche Caritas, übte er selbst und verlangte er von den andern Geduld gegenüber den Fehlern des Nächsten und war wenig geneigt, bei den Nebenmenschen das Schlechte vorauszusetzen. Vielmehr glaubte er an das Gute im Menschen und meinte, daß die Güte und Hilfsbereitschaft unter den Menschen viel mehr verbreitet seien, als man gemeinhin glaube. Dies war aber kein oberflächlicher Optimismus, vielmehr hat Proust immer nachdrücklich auf das Böse und das Laster hingewiesen und betont, daß sich gerade diesen gegenüber das moralische Problem in seiner ganzen Bedeutsamkeit und Schwere erhebe. Er billigt ausdrücklich, daß Ruskin an mehreren Stellen seiner Schriften die Nachfolge Christi verlangt. Er preist die religiöse Glut als Befehlerin des Lebens und lobt mit seinem Lehrer das Mittelalter, in dem die Caritas lebendig war, jene Zeit, „in der man noch keine Blödheiten aussprach über die vermeintlich verderblichen Folgen eines unterschiedslosen Wohltuns.“ Er zieht einen

Vergleich zwischen der italienischen und der französischen Caritas. Diejenige, die Gott ihr entflammtes Herz darbiere, gehöre dem Lande an, in dem der hl. Franz von Assisi gelebt habe. Die Caritas aber, die ihren Mantel den Armen gebe, stamme aus dem Lande des hl. Vincent von St. Paul. Proust stimmt auch Ruskin zu, wenn dieser von den fremden Reisenden, die die großen Kathedralen aus Kunstinteresse besuchen, fordert, sie sollten, ehe sie einträten, den Bettlern, die vor dem Kirchenportale stünden, ein Almosen geben. Es sei nicht ihre Sache zu wissen, ob diese Bettler eines Almofens würdig seien oder nicht. Sie sollten vielmehr sich selber prüfen, ob sie selber würdig seien und es verdienten, im Wohlstand zu leben und Geld zu besitzen, sodaß sie überhaupt Almosen geben könnten, und dann sollten sie es mit Höflichkeit und Demut tun und nicht so, als ob sie sich dabei die Finger verbrennen würden. Und Proust fügt von sich aus zu diesem schönen Worte Ruskins hinzu, ein Almosen müsse immer mit einem Gedanken des Segens für den Empfänger und aus tiefstem religiösen Gefühl heraus gespendet werden.

Diese gleichsam natürliche Affinität mit der christlichen Grundeinstellung zum Leben, die in der Liebesforderung des Evangeliums gipfelt, macht sich bei Proust auch noch in anderer Hinsicht bemerkbar. Er besaß ein starkes Gefühl für die Werte der Askese. Mit fünfunddreißig Jahren zog er sich aus dem Weltleben zurück und führte ein streng eingezogenes, ein wahrhaft mönchisches Leben. In dieser selbstgewählten Einsamkeit verfenkte er sich in sein Inneres, in dieser Weltabgeschlossenheit gewann er eine unvergleichliche Konzentration und Gelassenheit der Seele, daraus sind seine großen epischen Dichtungen erwachsen, sie machte ihn fähig, Gestalten von beispielloser Geschlossenheit und höchster Lebendigkeit zu schaffen. Und in dieser Zurückgezogenheit auf sich selbst reifte auch seine Weltanschauung heran, jene ihm eigene metaphysische Grundüberzeugung, um die seine gewaltige Romanschöpfung recht eigentlich wie um ein geistiges Gravitationszentrum kreist.

Proust spricht an einer außerordentlich bemerkenswerten Stelle seines Ruskin-Essays von Forderungen der Güte, des Opfers, der Reinheit, des Seelenadels, der Uninteressiertheit, der Höflichkeit des Herzens, die mit dem Charakter absooluter Verpflichtung auftreten, vom bloßen empirischen Dasein her gesehen unbegreiflich bleiben und darum gerade wegen ihres absooluten Geltungs- und Verpflichtungsanspruches einen Beweis für die Existenz einer überempirischen, metaphysischen Welt geistiger Art bilden, in der das wahre Wesen der Dinge besteht. Aber für Proust — und das unterscheidet ihn von seinem Meister Platon — liegt diese metaphysische Wirklichkeit nicht im Allgemeinen, in der Idee, sondern in dem substantiellen Kerne der Individualität. Die Kunst enthüllt diesen Kern des Individuums und verwirklicht damit den direkten Zugang des einen Individuums zum andern, ermöglicht die *communio animarum*. Die verschiedenen Einzelpersönlichkeiten in ihrem Wesenskern sind die Offenbarung des Göttlichen, Ewigen, Unendlichen und Unvergänglichen. Und darum sind alle Kreaturen als Offenbarungen Gottes der Sympathie und Liebe wert. So mündet bei Proust seine platonische Grundanschauung ein in den christlichen Fundamentalgedanken von dem menschlichen Wert einer jeden Menschenseele, welche deshalb alle mit gleicher Nächstenliebe umfaßt werden müssen.

Beim Schaffen wird dem Künstler eine Art Offenbarung zuteil; er gestaltet wie unter dem Diktat einer höheren Geistesmacht, er vernimmt eine innere Stimme, die ihm etwas Ueberpersönliches, Transsubjektives offenbart. Proust spricht wiederholt von der ewigen Inspiration, die die genialen Menschen erfahren. Voll Demut muß der Künstler dieser Offenbarung lauschen, muß sich bewußt sein, daß ihm die Gedanken und Bilder, die er in seinen Werken ausspricht und gestaltet, nur

geliehen sind, daß er somit der göttlichen, überweltlichen Botschaft, die er empfängt, nichts aus Eigenem hinzufügen darf. Der Künstler befindet sich, sagt Proust, wenn er der Offenbarung demütig sich hingibt, im Zustand der Gnade, in dem alle seine geistigen Fähigkeiten gesteigert sind. Wenn der Schaffende demütig der Offenbarung Gehör gibt, wird er erst wahrhaft er selbst. Denn die freiwillige Dienstbarkeit steht am Anfang der wahren Freiheit. Nur im künstlerischen Gestalten unter dem Gebote der Offenbarung kann der Mensch den Kerker seines Ichs und des Egoismus zerbrechen und mit dem Weltgrund eins werden.

Sympathie, Güte und Zärtlichkeit machen nach Proust den wahren Künstler aus, ohne diese Eigenschaften ist das große Kunstwerk unmöglich. „*Tendre et vrai*“ stehen am Anfange jedes bedeutenden künstlerischen Schaffens und jedes großen Kunstwerkes. „Eine Unendlichkeit an Zärtlichkeit und Güte“, schreibt Proust, „ist die vornehmste Mitgift und das Erbe aller wahrhaft großen Menschen. Die Liebe kommt zuerst auf der Stufenleiter der Würdigkeit und sie ist immer rein und vollkommen.“ Zum Beweise für diese Behauptung exemplifiziert er auf Dante.

Mit allen diesen Gedanken steht Proust in der Vorhalle der christlichen Religion. Noch näher kommt er ihr, wenn er fordert, daß mit der Schönheit kein Götzendienst getrieben werden dürfe, daß die Schönheit, das ästhetische Gefühl stets der Moral und der Religion untergeordnet werden müsse. Trotz seiner großen Verehrung für Ruskin wirft Proust diesem vor, daß er sich von solchem Götzdienst, von solcher Ueberwertung der Schönheit nicht frei gehalten habe. Zwar habe er stets gegen diesen feinen götzdienerischen Dilettantismus angekämpft, aber er sei in diesem Kampfe immer wieder unterlegen und der Schönheitskultus habe schließlich gesiegt. Das sei die tiefe Tragik im Leben Ruskins gewesen.

In all dem, was wir hier aus den Schriften von Proust herangezogen haben, offenbart sich sein geistiges Universum, das, was das eigentliche Zentrum seiner geistigen Persönlichkeit ausmacht. Damit ist dieses Zentrum aber noch nicht vollständig umschrieben. Denn die größten Ereignisse für die Seelengeschichte von Proust bilden — neben Ruskin — die gotischen Kathedralen Frankreichs und die kirchliche Kunst des Mittelalters; und gerade in der Liebe zu dieser eminent christlichen Kunst trifft er sich mit dem großen Engländer. Die Sympathie, die Ruskin Zeit seines Lebens für das künstlerische Schaffen des Mittelalters bekundet hat, ist der Grund für die außerordentliche Verehrung, die Proust dem großen englischen Schriftsteller entgegengebracht hat, und für die intensive Beschäftigung mit dessen Schriften, von denen er auch einige ins Französische übersetzt hat.

Die ersten Zeilen, die Marcel Proust überhaupt geschrieben hat — er war damals noch ein Knabe —, waren durch die Kirche von Martinonville inspiriert. Und sein ganzes Leben hindurch hat er immer wieder die großen französischen Kathedralen besucht und sich in sie vertieft. So hat er noch am Karfreitag 1922, sieben Monate vor seinem Tode, mit zwei Freunden, trotzdem er schon schwer leidend war, die Kathedrale von Laon besucht, auch ihren Turm bestiegen und zum letzten Male einen Blick auf das im Zauber der Baublüte stehende Frankreich getan. Gleich seinem großen Meister Ruskin bewahrte er eine sein ganzes Leben beherrschende Vorliebe für die kirchliche Kunst, für die Architektur und die kirchlichen Bildwerke des Mittelalters. Er spricht mit höchster Begeisterung von dieser christlichen Kunst, „die während des Mittelalters ein einheitliches Europa verwirklicht habe, diesen ewigen Traum unserer Herzen.“ Alle diese herrlichen Werke, die Kathedralen und ihr künstlerischer Schmuck, sagt Proust, wurden geschaffen, als das westliche Europa von der Somme bis zum Arno eine moralische

Einheit bildete, als die in diesem Gebiete lebenden Menschen die reine, fröhliche und gute Lehre des Christentums glaubten und der Bergpredigt und der Forderung der Nächstenliebe nachlebten. Und diese herrliche, unvergleichliche Kunst mußte entarten und ihre Fülle und Geschlossenheit, ihr eigentliches Wesen einbüßen, als der christliche Glaube abnahm. Denn das hat Proust klar erkannt, die ganze mittelalterliche Kunstübung wurzelt in dem wahren und tiefen religiösen Gefühl, und als dieses von feiner Kraft und Glut verlor, trat notwendigerweise an die Stelle der aus innerster Frömmigkeit erwachsenen Gestaltungskraft die bloße Geschicklichkeit und leere Routine.

Proust spricht es aus, daß die Kathedralen der höchste und originalste Ausdruck des Genies der französischen Rasse seien, und daß dank des Fortbestehens der gleichen Riten und Kulturhandlungen in der katholischen Kirche und dank der Unerlöschlichkeit des katholischen Glaubens in dem Herzen des französischen Volkes die Kathedralen nicht nur die schönsten Denkmäler der Kunst Frankreichs, sondern auch die einzigen seien, die noch von wirklichem inneren Leben erfüllt seien und ihr ursprüngliches Leben auch heute noch fortlebten, weil sie auch in der Gegenwart noch in lebendiger Beziehung zu den Zwecken, für die sie gebaut worden seien, stünden. Die katholische Liturgie ist nach Proust eins mit der Architektur und den Bildwerken der Kathedralen, denn die einen wie die andern entspringen dem gleichen religiösen Gefühl, der gleichen religiösen Glut und dem gleichen symbolischen Gestaltungsdrang. Niemals, fährt Proust fort, kann man sich an den Architekturformen der Dome begeistern, wenn man nicht Sympathie besitzt für die religiösen Anschauungen und Gefühle, aus denen sie erwachsen sind. Und von den Riten und den gottesdienstlichen Bewegungen der Gläubigen spricht er als von ewigen Gebärden. Von sich selbst aber sagt Proust, daß, wenn er die Kathedralen besuche, er dann etwas ganz anderes suche als ästhetischen Genuß, nämlich Wahrheiten, die einer viel realeren Welt angehörten, als diejenige, in der er lebe. Unter den Bildwerken, die die Kathedralen schmücken, hat es ihm ganz besonders die „vierge dorée“ vom Portal der Kathedrale in Amiens angetan. In ihr findet er den rührendsten Ausdruck, ein Höchstmaß in der künstlerischen Gestaltung von Göttlichem, Ewigem und Wahrem.

Als die Republik die Trennungsgesetze einführte und sich anschickte, die religiösen Orden aus Frankreich zu vertreiben, hat Proust im „Figaro“ einen außerordentlich charakteristischen Aufsatz veröffentlicht, der den Titel führt „La Mort des Cathédrales“ und ebenfalls in dem oben genannten Essaybande abgedruckt ist. In diesem Aufsatz hat Proust die Trennungsgesetze aufs schärfste bekämpft mit Argumenten, die von durchschlagender Beweiskraft sind. Er hat ausgeführt, daß die Kirchen infolge der Laiengesetzgebung ihr lebendiges Leben verlieren und zu toten Museen degradiert, daß die Kultur ihres bedeutendsten Teiles beraubt und die eigentlichen Kraftquellen des nationalen Lebens zum Versiegen gebracht werden würden. Er findet es kurzsichtig und verhängnisvoll, daß der Staat an die Kirche keine Subventionen mehr zahlen wolle. (Es ist für Proust charakteristisch, daß er ähnliche Gedanken schon als Zwanzigjähriger geäußert hat. In den Jahren 1892—1893 gab er mit einigen Studienfreunden eine kleine Revue „Le Banquet“ — nach dem Gastmahl Platons so genannt — heraus. In einer Nummer dieser Monatschrift ist ein Artikel von Proust „L'irréligion de l'Etat“ enthalten. Darin wird heftig der „Schule ohne Gott“ der Prozeß gemacht, es wird ausgeführt, daß „Frankreich Geistern, die durch das Christentum über sich selbst hin-

ausgehoben seien, seine höchsten kulturellen Leistungen sowohl in der Sphäre der Aktion wie in den Domänen der Spekulation und der Kunst verdanke“, und es heißt schließlich, daß die herrschende skeptische Zeitphilosophie — es war die Zeit Renans und Taine's — bekämpft werden müsse „comme une doctrine de destruction et de mort“. Vgl. Robert Dreyfus, Souvenirs sur Marcel Proust. Paris 1926 p. 95.)

Von dem tiefen Verständnis des Dichters für den katholischen Kultus zeugt eine wundervolle Schilderung der hl. Meßhandlung und ihrer Symbole, die in dem Aufsatz „La Mort des Cathédrales“ enthalten ist. „Alles“, sagt Proust, „steht bei der Messe, bis hin zu den unbedeutendsten Gebärden des Priesters, bis zu der Stola, mit der er bekleidet ist, in völligstem Einklang mit dem Gefühl, das die ganze Kathedrale durchseelt. Niemals sonst ist ein gleich gewaltiges Schauspiel, ein gleich riesenhaftes Spiegelbild der Wissenschaft, der Seele und der Geschichte den Sinnen und der Intelligenz der Menschen dargeboten worden. Der gleiche Symbolismus hält alles zusammen bis zu der Musik, die das ungeheure Schiff der Kathedrale durchflutet und von der die sieben Töne des gregorianischen Gefanges die sieben theologischen Tugenden und die sieben Weltzeitalter versinnbildlichen. Man muß fagen, daß eine Wagnervorstellung in Bayreuth wenig bedeutet „gegenüber der Zelebration einer großen Messe in der Kathedrale von Chartres.“ Und er bezeichnet eine solche große Messe als eine „resurrection integrale“. Und weiter betont Proust, daß der Staat die Pflicht, die Kirche zu subventionieren, in viel höherem Grade habe, als wenn er die Kurse am Collège de France oder die staatlichen Theater finanziere. Den Kathedralen und der hl. Messe gegenüber sei alles andere kalt. So sind die Kathedralen und das heilige Meßopfer recht eigentlich das größte geistige Erlebnis, das Proust, dieser vermeintliche Irreligiöse, in seinem Leben gehabt hat.

Das macht sich auch in seinem Stil und in der Weise seines Gestaltens bemerkbar. Will man das Kunstwerk von Proust mit irgend welchen andern künstlerischen Schöpfungen vergleichen, so sind es — trotz der Verschiedenheit der dargestellten Gegenstände — die Bildwerke der gotischen Kathedralen, die sich ungewollt zum Vergleiche darbieten. Auch die Gestalten seiner Romane sind, wie die „vierge dorée“ von Amiens, „erfüllt von Grazie und beladen mit großen und bedeutamen Gedanken.“ Und wie die Bildner der gotischen Kirchen eine unendliche Fülle von Gesichtern aus dem Stein oder aus dem Holze des Gestühls herausgearbeitet haben, so sind auch die Romane von Proust erfüllt von einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Gestalten, und sie sind ebenso wie die Kathedralen durchdrungen von dem unendlichen Strome des Lebens. Wie bei den Bildwerken an der Fassade der Dome, gibt es auch bei der Proustschen Dichtung eigentlich keinen Anfang und kein Ende, die Erzählung ist in ewigem Flusse, spiegelt die ganze Unendlichkeit des Lebensprozesses wider und wird zu einem Sinnbild des Ewigen, des Göttlichen, des verborgenen Seins der Dinge. Und ebenso wie die Bildner der Kunstwerke, die die Kathedralen schmücken, hat Proust die künstlerische Synthese einer ganzen Epoche gegeben.

Alles in allem muß man fagen, daß das geistige Universum des großen französischen Epikers überall die Spuren der spezifisch christlichen Kultur, der katholischen Religion und Kirche aufweist. Und wenn er auch nur in der Vorhalle der Kirche steht, so legt sein gewaltiges Werk doch deutliches Zeugnis von der eminenten Kulturbedeutung des Katholizismus ab.

Freunde, wenn euch die Allgemeine Rundschau gefällt,

so werbt für sie. Mit einer nur platonischen Anerkennung ist uns nicht gedient.

Erwachsenenbildung im Volkshochschulheim Marienbuchen

Dr. C. Graf Preyfling.

Da und dort hört man heute etwas von Volkshochschulen, aber nur wenige wissen, worum es sich dabei handelt. Weil aber gerade die Erwachsenenbildung von größter Wichtigkeit und wenigstens einer ideellen Unterstützung weiterer Kreise, als bisher bedürftig ist, soll hier kurz über das Volkshochschulwesen berichtet werden. Dabei verstehen wir hier unter Volkshochschule das ländliche Volkshochschulheim, eine Einrichtung, die mit den weitbekannten Abendvolkshochschulen nicht viel mehr als den Namen gemeinsam hat. Um Sinn und Zweck der Volkshochschule klar zu machen, soll in diesem Artikel die kath. Volkshochschule Marienbuchen mit ihren Einrichtungen zur Grundlage genommen werden. Es gibt allerdings auf dem Gebiet der Volkshochschularbeit keine festen Richtlinien, vielmehr kann und soll alles den gegebenen Verhältnissen angepaßt werden. Daher wird natürlich nicht jede Einzelheit, die wir in Marienbuchen finden, auch in den anderen schon bestehenden Heimvolkshochschulen anzutreffen sein, wohl aber wird in den wesentlichen Grundzügen Übereinstimmung herrschen.

Vor nunmehr bald drei Jahren wurde im Kreis Flatow (Grenzmark), nur vier Kilometer von der polnischen Grenze entfernt, der einstige Herrensitz des ermländischen Bischofs von Götzendorff-Grabowski (1698—1766) — zwei Häuser in 22 Morgen großem Park gelegen — angekauft, um hier eine kath. Volkshochschule zu errichten. Träger des Unternehmens wurde ein E. V., in welchem Caritasverband, Administratur bzw. Prälatur Schneidemühl und preußischer Staat vertreten sind. Im Frühjahr des Jahres 1927 wurde mit dem Ausbau begonnen, d. h. die beiden vorhandenen Gebäude wurden als Wohnungen für Leiter und Dozenten völlig erneuert und anschließend daran in baulich sehr gelungener Form ein Neubau als eigentliches Heim und die Kapelle errichtet. Trotz großer Schwierigkeiten gelang es, den Bau bis Ende Dezember fertig zu stellen, sodaß am 4. Januar 1928 der erste Jungmännerkurs beginnen konnte. Bis jetzt wurden schon vier Kurse — zwei fünfmonatige für Jungmänner und zwei viermonatige für Mädchen — abgehalten. 125 Schüler und Schülerinnen aus der Grenzmark und aus den abgetrennten Gebieten haben in kaum 2 Jahren den Segen dieser neuen Einrichtung kennen gelernt.

Für die Meisten öffnet sich da eine ganz neue Welt. Schon das rein Äußerliche des Hauses ist durch die schlichte Schönheit seiner Architektur geeignet, bildend auf die Schüler einzuwirken. Das enge Gemeinschaftsleben mit Menschen aus anderen Ständen und Gegenden bringt vom ersten Tag an eine Fülle neuer Eindrücke. Die Einrichtungen des Hauses, insbesondere die der einzelnen Zimmer, sind einfach und praktisch und sollen auf den Geschmack und Schönheitsinn der jungen Leute fördernd einwirken. Die Bedeutung dieser Art von Erziehung ist bei der erschreckend geringen Wohnungskultur, die heute noch fast überall und insbesondere im deutschen Osten herrscht, nicht zu übersehen. Die Anzahl der Betten ist in den einzelnen Zimmern verschieden. Das größte Zimmer beherbergt 5 Schüler, das kleinste 2. Jeder Einzelne hat im Zimmer seinen eigenen eingebauten Waschtisch mit fließendem Wasser. Man könnte freilich befürchten, daß durch diese ganz moderne Einrichtung die einfachen Leute verwöhnt und nach ihrer Rückkehr ins Vaterhaus mit den dortigen primitiven Verhältnissen unzufrieden werden. Bisher konnte nichts dergleichen bemerkt werden. Im Gegenteil, man kann behaupten, daß durch derartige moderne, den hygienischen Anforderungen entsprechende Einrichtungen die Erziehung zu Sauberkeit und zu vernünftiger Körperpflege im besten Sinne beeinflusst wird. Neben der Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit hat man bei der Einrichtung das Behagliche und Freundliche keines-

wegs übersehen. Die Tönung der Wände, die Farben der Gardinen, die Aussicht auf den wundervollen Park, alles ist darauf abgestellt, Freude und Frohsinn zu verbreiten. Freilich haben die Mädchen, deren Kurs Anfang Mai bis Ende August läuft, erst den vollen Genuß all der natürlichen Schönheiten, in die das Heim eingebettet liegt. Die überall eingerichtete Zentralheizung macht aber auch den Winteraufenthalt für die Jungmänner ganz behaglich und wenn die Morgen Sonne die uralten Bäume im Rahreif blitzen und strahlen läßt, ist man auch für das fehlende Sommerkleid der Natur entschädigt. Weiter ist von den Einrichtungen des Hauses zu berichten, daß der Lehrraum nicht wie ein Schulzimmer mit Bänken und Katheder eingerichtet ist. Um nämlich schon äußerlich auf die Art des Unterrichts, der in Form von Arbeitsgemeinschaften abgehalten wird, hinzuweisen, sitzen die Schüler an hufeisenförmig aufgestellten Tischen, so daß ein richtiger Arbeitskreis gebildet wird. Im Speisesaal essen die Heimschüler nach bisher bewährter Methode nicht an einer gemeinsamen langen Tafel, sondern zu 4—6 an einzel stehenden Tischen, was allerdings einen öfteren Wechsel der Platzordnung bedingt. Vom Speisesaal führen große Glastüren auf eine breite Veranda, so daß bei schönem Wetter auch unter freiem Himmel gegessen werden kann. — Den letzten Teil des Neubaus bildet die Kapelle, die Christus dem König geweiht ist. Der Bau ist äußerst einfach gehalten, fast streng. Der Altar in derselben rotbraunen Farbe wie die Bänke; alles frei von irgendwelchem süßlichen Kitsch, gleichsam die schlichte Einfachheit des Königs der Könige zeigend. Hier finden sich an den Sonntagen auch die deutschsprechenden Katholiken der Gegend ein, da in der 4 Kilometer entfernten Pfarrei mit überwiegend polnisch sprechenden Katholiken meist polnisch gepredigt und gefungen wird. Für das Heim aber ist die Christus König-Kapelle die heilige Stätte, in welcher sich Lehrer und Schüler jeden Morgen beim heiligen Meßopfer Segen und Kraft für die Tagesarbeit holen, die letzten Endes in Gott münden und zu Gott führen muß. — So beginnt jedes Tagewerk im Volkshochschulheim mit der gemeinsamen Bitte um Gottes Segen.

In den Unterricht teilen sich 3 Lehrkräfte. Der geistliche Leiter der Schule gibt neben Religionsstunden auch Heimatgeschichte. Neben ihm erteilt ein Jurist oder Nationalökonom Unterricht in Volkswirtschaft, Staatsbürgerkunde, Geschichte und Geographie. Wie schon oben kurz erwähnt, handelt es sich beim Unterricht in diesen Fächern keineswegs um hochschulartiges Dozieren. Der Stoff muß vielmehr in gemeinsamer Arbeit behandelt werden. Da die Schüler und Schülerinnen — bei wech letzteren naturgemäß die eben erwähnten Fächer nicht so ausgiebig behandelt werden, als bei den Jungmännern — meist nur Volksschulbildung haben, muß der Unterricht lebendig, d. h. lebensnah und verständlich gegeben werden. Voraussetzung für den Erfolg ist ein starkes Einfühlungsvermögen des Dozenten in die Gedankenwelt und Fassungskraft seiner Schüler. Bei aller Einfachheit im Ausdruck muß jedoch die Gefahr vermieden werden, die Probleme nach Art der populär-wissenschaftlichen Vorträge nur oberflächlich zu behandeln. Es kommt nicht darauf an, daß in der Volkshochschule in einigen Monaten Geschichtsdaten, volkswirtschaftliche Definitionen oder deutsche Reichsverfassung gepaukt werden. Wohl aber soll der Geschichtsunterricht die notwendige Basis schaffen, um auf Grund der deutschen Vergangenheit Zustände und Einrichtungen der Gegenwart begreiflich zu machen, um an der Geschichte des großen viel verlästerten deutschen Mittelalters den wahren europäischen Beruf Deutschlands klar hervortreten zu lassen und um überhaupt geschichtliches Denken zu wecken. Im volkswirt-

schaftlichen Unterricht ist es nicht Aufgabe des Dozenten, den Schülern seine Stellung im gegenwärtigen Gelehrten-Streit um die Erlaubtheit des Kapitalismus vom kath. Standpunkt aus darzutun. Dagegen müssen unter anderen eingehend die allgemeinen Fragen der Bevölkerungspolitik, mit allem was dazu gehört, ferner Agrarfragen, Sozialpolitik und Fragen des Arbeitsrechtes, behandelt werden. Damit soll nicht erreicht werden, daß nun die Volkshochschüler sich als Studenten der Nationalökonomie fühlen. Im Gegenteil, ein vernünftig eingestellter Unterricht wird bewirken, daß sich die Schüler der großen Schwierigkeiten aller dieser Probleme bewußt werden und es vermeiden, nach Art der Halbgebildeten ohne tieferes Wissen über so verwickelte Fragen zu urteilen. — So schwierig die Behandlung der Staatsbürgerkunde ist, so wichtig ist sie besonders im östlichen Deutschland, wo sich das unselbständige, manchmal fast sklavisches Denken aus der Zeit der Leibeigenschaft noch am stärksten erhalten hat. Es ist daher von besonderer Wichtigkeit, durch den staatsbürgerlichen Unterricht verantwortungsbewußtes Denken in den Fragen des öffentlichen Lebens zu wecken. Man kann über den Volksstaat denken wie man will; jedenfalls ist es heute unsere Aufgabe, der Jugend die Idee echter Demokratie, nicht nur mit ihren Rechten, sondern vor allem mit ihren Pflichten, vor Augen zu stellen. — Diese Hinweise auf die Art des Unterrichtes in der Volkshochschule sollen genügen, um wenigstens einen Begriff davon zu geben, was hier erstrebt wird. — Der 3. Lehrkraft — bei den Jungmännern ein Lehrer, bei den Mädchen eine Lehrerin — fällt die Aufgabe zu, die meist dringend erforderliche Auffrischung in den elementaren Fächern (Deutsch, Rechnen, Naturkunde) zu bringen. Außerdem kommt noch wahlweiser Unterricht in Kurzschrift und Buchführung in Frage. Die Unterrichtsstunden dauern den ganzen Vormittag und mit Ausnahme von Mittwoch und Samstag auch von 17 Uhr bis 18½ Uhr. An den Nachmittagen wird nach kurzer Mittagsruhe sog. Arbeitsdienst gemacht. Im Park, im Gemüsegarten, beim Holzplatz und in der Küche gibt es Tag für Tag eine Menge von Arbeiten. Ueberall dort arbeiten je nach Bedarf kleinere und größere Gruppen, um durch diese freiwillige Arbeitsleistung dem Heim eine kleine Ergänzung zu dem niedrig gehaltenen Pensionspreis von monatlich Rm. 50.— zu bieten. Im Sommer lassen sich bei der Gartenarbeit auch praktische Kenntnisse im Gartenbau vermitteln. Der Arbeitsdienst, zu dem sich alle bei Aufnahme in das Heim verpflichten, gewinnt seine Bedeutung vor allem dadurch, daß sich hier Leute aus ganz verschiedenen Ständen vereinen, um für eine gemeinsame Sache — in diesem Fall das Heim — Dienste zu leisten. Darin liegt ein Hinweis auf die Notwendigkeit einer sozialen Einstellung auch bei der Arbeit, mag diese wo nur immer zu leisten sein. So wird nicht nur im Unterricht auf die Schüler bildend eingewirkt, sondern auch durch die körperliche Arbeit, die allerdings in erster Linie als unbedingt nötige Entspannung gegenüber der geistigen Anstrengung gedacht ist.

Ist auf diese Weise der ganze Tag so reichlich ausgefüllt, daß keiner sich langweilen kann, so bleibt aber auch der Abend nicht ungenützt. Im Sommer wird an schönen Abenden ein Spaziergang unternommen oder die alte Tanne im Park muß sich gefallen lassen, daß bis ins Dunkel hinein unter ihren weiten Zweigen mit Singen und Lachen Volkstänze aufgeführt werden. Ist man dazu nicht aufgelegt, so wird gemeinsam ein Buch gelesen oder über dies und jenes aus dem praktischen Alltagsleben geplaudert. Im Winter aber, wenn es draußen eisig und häßlich tobt und weht, sitzt man wohligh im warmen Haus am offenen Kaminfeuer. Wir dürfen nämlich nicht vergessen zu erwähnen, daß das Heim schöne alte Kamine besitzt, in welchen das Feuer heute noch ebenso lustig knistert und kracht, wie vor 200 Jahren, und in deren Feuerschein die Märchen sich noch einmal so schön erzählen. Jeder derartige Abend ist ein kleines Fest für die Heimfamilie, denn hier wird keine sinnlose und gekünstelte Romantik getrieben. Da kommen die schönen alten Volkslieder wirklich aus dem Herzen und echter, gefunder Humor, ohne den nie etwas Rechtes geschaffen wird, kann sich nach Kräften austoben. Die Abendveranstaltungen — selbstverständlich ohne Alkohol, weil das Heim grundsätzlich auf Abstinenz eingestellt ist — müssen so geleitet werden, daß den Schülern der Sinn für echten Witz und frohe Gefelligkeit aufgeht, wo nicht Trivialität herrscht, sondern echte Herzensfreude.

Wenn gegen 21½ Uhr das Abendlied verklungen ist, schließt der Tag, so wie er begonnen, mit einem Besuch in der Hauskapelle, wo gemeinsam ein dankbar frohes Abendgebet verrichtet wird. So vergeht ein Tag um den anderen in der gleichen Ordnung und doch nicht eintönig, sondern immer neu und anregend für Schüler und Lehrer. Das liegt darin begründet, daß der Volkshochschulbetrieb die heute so feltene Eigenschaft besitzt, nicht bloß schablonisiert, sondern lebendig zu sein.

Nicht die Unterrichtsstunden sind das Letzte und Wesentlichste, sondern die Erziehung zu Persönlichkeiten durch die Arbeit von Mensch zu Mensch. Sie liegt sicher nicht so sehr in belehrenden Worten, als in der Aufgeschlossenheit und Lebendigkeit des gemeinsamen Lebens und Arbeitens. Da Schüler und Schülerinnen durch den Besuch der Volkshochschule keinerlei Berechtigung erlangen und daher ohne Spekulation auf irgendwelche Karriere, sondern aus hohem Idealismus die Kurse mitmachen, bleibt es heilige Pflicht der Lehrenden, ihr Bestes zu geben. Ihre Arbeit muß ebenso von glühendem Eifer, als von großer Ehrfurcht vor der verantwortungsvollen Aufgabe getragen sein. Mit der inneren Haltung der Erzieher und Lehrer steht und fällt die Heimvolkshochschule. Nur Menschen, die den letzten Sinn aller Bildungsarbeit, das Führen der Anvertrauten zu Gott, erfaßt haben, werden die Volkshochschulbewegung lebendig erhalten und ausgestalten können.

Ich und die Bücher

Richard von Schaukal.

Was mich an Büchern vor allem freut, ist ihre Ankunft. Eine Bücherfendung zu öffnen, die einzelnen Bände herauszunehmen, die noch nicht aufgeschnittenen durchzublätern, anzulesen, sie aufzustapeln, bereitet mir ein geradezu wollüstiges Behagen. Freilich sind Bücher gemeint, die mir etwas bedeuten, die ich zu erhalten gewünscht, die ich bestellt habe. Und um es nur gleich zu sagen: es sind fast nur französische, um die es sich mir heute, seit Jahren schon, handelt. Einerseits alte und neue Ausgaben der geliebten Schriftsteller des „großen“, des 17. Jahrhunderts, andererseits die ansehnliche Reihe der späteren, die mir, von Rivarol und Chamfort über Stendhal und Mérimée bis auf

Gide und Proust, zu wahlverwandten Begleitern geworden sind.

Desgleichen sammle ich, was über diese meine besten, meine unverlierbaren Freunde Wichtiges, Ansehnliches geschrieben worden ist, geschrieben wird: die wissenschaftliche Literatur. Da meine Freunde, die großen französischen Schriftsteller, Theologen, Philosophen, Geschichtsschreiber, „Moralisten“, Dichter, Literaturhistoriker umfassen, ist meine Bücherei, deren Grundbestände sich selbstverständlicherweise aus dem altbewährten deutschen und dem Geisteserbe der Antike zusammensetzen, wozu sich schon in meiner Jugend die maßgebenden Engländer gefellt haben, ein wahrer Weltspiegel, zugleich ein Spiegel mei-

nes eignen Geistes, der feine Einheit der Vielfalt und der Beweglichkeit dankt.

Aber, wie gesagt, das Schönste an dieser nur scheinbar unüberflehlichen Bücherei, in der ich im Dunkeln zu jedem einzelnen Buch finde, ist die Ankunft, ist der allmähliche Erwerb ihrer Bestandteile, ist die Suche des entlegenen, des seltenen Stücks, ist, mit einem Wort, ihre Geschichte, ihr Erlebnis, das mir mein geistiges Leben bezeichnet.

Immer wieder sind es fogenannte ausgesprochene Interessen, die die Kapitel dieser Geschichte meiner Bücher überschreiben und die Stufen meiner Bildung, meiner Kenntnisse und Bekenntnisse aneinanderfügen. Dieses Kapitel heißt Kant, jenes Wallenstein, eines Flaubert und eines Kleist, eines Hoffmann und eines Shakespeare, eines Montaigne und eines Lessing. Sie sind nicht durchweg in sich abgeschlossen, haben Fortsetzungen und auch untereinander, wenn nicht Verbindung, doch Bezüge, aber ganz abgesehen je von ihrem Gehalt, dem eigentlichen Gegenstand und Ertrag im Sinne der Lehre, des Wissens, ist es nicht ihre geringste Bedeutung, die für mich in ihrem äußern Schicksal, dem Umfang ihres Daseins liegt. Und dies wiederum nicht etwa nur von der bibliographischen, der Seite der Bücherkunde her gesehen. Nein, für mich leben Bücher als Einzelkörper. Ihre Gestalt, ihre Farbe, ihr Geruch, ja ich möchte sagen ihr Geben beschäftigt mich. Fast jedem Buch, das mir irgend nähergetreten ist, habe ich alle seine Eigenschaften abgemerkt. Und so wie ich weitaus eher weiß, wo, auf welchem Teil einer Seite etwas steht, als wie es dort, ja was dort steht, so ist mir ein Buch vorzugsweise sein Sonderdasein als bedruckte Papiermasse, sein Gesicht, sein Ausdruck, seine mehr oder minder gefällige, mehr oder minder einnehmende Miene, sein Charakter. Ein Buch ist unaufgeschnitten anders als aufgeschnitten: dort fest in sich geschlossen, hier lose, zerfallend. Es ist anders, wenn es sauber und gleich-

sam unschuldig vom Buchhändler kommt, anders, wenn es, nachdem es zerlesen und angestrichen, vom Gebrauch an Rändern und Ecken beschädigt, wohl gar an seinem Leibe beschmutzt worden war, erneuert und verändert, oft mit unbefehrblich verwandeltem und wie mit verjüngtem Reiz vom Buchbinder heimkehrt.

Meine Tochter, die, ebenso wie mein jüngerer Sohn, die Bücherliebhaberei von mir geerbt hat, pflegte als kleines Kind ihr Bett buchstäblich mit Büchern zu pflastern: sie schlief behaglich auf diesem nur zu harten Lager. Und ich selbst kann heute noch Bücher um mich anhäufen und mich an ihrer Massenhaftigkeit sinnlich vergnügen. Oft komme ich vor lauter Freude an ihrem lockenden Vorhandensein eine lange Weile gar nicht dazu, erwünschte Bücher, die ich am liebsten alle auf einmal bewältigte, wirklich vorzunehmen: ich weide mich an der Möglichkeit.

Aber ebenso kann auch ein zufälliger, äußerer, äußerlicher Umstand mir ein noch so wertvolles Buch verleiden. Eine prächtige kritische Ovid-Ausgabe — für mich liegt die Pracht eines Buches nicht am Charakter des „Bibliophilen“, des Luxus, sondern an seiner äußeren und inneren, der technischen und der wissenschaftlichen Dauerhaftigkeit — hatte der Buchbinder am oberen Rand zu eng beschnitten: ich konnte und kann das Verstümmelte nicht in Gebrauch nehmen. Ein Fettfleck, der etwa durch ein Mißgeschick auf den Umschlag gelangt ist, entzieht den Inhalt auf immer, in dieser Form wenigstens, meiner Neigung. Und niemals kann ich ein geliehenes Buch lesen, das mir überhaupt nur durch unvermeidliche, unüberwindliche Nötigung ins Haus, in die Hände fällt: ich borge nie ein Buch; was ich lesen mag, will ich besitzen. Aber ich verleihe auch niemals ein Buch. Und wenn es mir abgeliefert oder abgeschmeichelt wird, so mach' ich ein Kreuz darüber: es hat nichts mehr mit mir zu tun.

Der Tonfilm zum blauen Engel

Marforio.

Nach heutiger Anschauung kommt man zum Ergebnis, daß diese Hervorbringung der Berliner Ufa ein Kunstwerk ist. Wie aber, wenn man ein Fragezeichen hinter die Art der heutigen Kunstanschauung zu setzen wagt, ein vielleicht unerwünschtes, aber doch sehr begründetes, ja, notwendiges Fragezeichen?

Das Tondrehbuch von Zuckmayer und Vollmoeller hat den „Professor Unrat“ Heinrich Manns geschickt in einen anderen Ton verdreht. Das grauenhafte Hinabrutschen eines widrigen und tückischen Gefellen wird in die rührende Moritat eines braven und hilflosen Paukers umgewandelt, der durch die Bosheit seiner Schuljungen, sein Pflichtgefühl und das süß-unappetitliche Rätzel der Sünde gräßlich-greulich zu Grunde geht. Parsifal als Gymnasialprofessor, Kundry als Chanfonette, Klingfor als Zauberkünstler. Freilich, der thumbe Tor ist nicht stark, sondern nur rührend dumm, schnappt als kikerikerierender Hahnrei über und taumelt noch rasch in die unheimliche Gralsburg des Klassenzimmers, um auf dem Katheder seine pedantische (nunmehr erlöste?) Seele auszuhauen. Die Uhr schlägt zwölf. Aus.

Der Film ist also ganz ausgezeichnet gemacht. Jannings als Professor Unrat unbegreiflich gut. Vortrefflich auch Geron als Zauberkünstler. Am Besten schier ist Frau Marlene Dietrich als Chanfonette. Doch hier setzt mein Aber ein. Die charmante Frau hat jedenfalls getan, was die Regisseure geheißt haben, und sie ist durch ihre Leistung berühmt geworden, so plötzlich berühmt, daß die Garbo und die Helm erleichen könnten. Freilich, nur der deutsche Ruhm der beiden steht auf dem Spiele. Ich glaube, die meisten anderen Staaten sind noch nicht so hemmungslos, um diesen Film spielen zu lassen. Wenn doch, umso schlimmer für sie. Denn dieser Film ist nicht nur der

deprimierendste, sondern auch der untermenschlichste, den ich je gesehen (gehört) habe.

Man rühmt es dem jetzigen Chanfonstil an, daß er grundehrlich ist, nämlich ganz einfach gemein, ohne es noch mit der Schlüpfrigkeit zu versuchen. „Eine abgrundtiefe Verherrlichung des Venustyps, die in ihrer klaren Ausschließlichkeit fasziniert“ — so schrieb jemand jüngst im Ullsteinuhu. Das stimmt nicht ganz. Gewiß, der Chanfon ward ganz stieres und stumpfsinniges Bekenntnis zur verödetsten Geschlechtlichkeit. Die Chanfonette stößt ihn aus sich heraus, hunds Kalt, mit verglasten Augen, einer vom Fufel heiferen Stimme. Also einfache, maskenlose Teufelei. Aber so einfach ist die Geschichte eben doch nicht. Hinter der schnarrenden Marionette des Teufels verbirgt sich das im Grunde junge zarte liebe Wefen der Dietrich, eingehüllt in gigantisch ordinäre Kostüme, guckt dem Treiben der eigenen Maske unbeteiligt zu und kreierte, jawohl, kreierte damit eine Art Lebensstil für unsere jungen Menschen. Vielleicht sollen diese traurigen, unfähig traurigen Späße abschreckend gemeint sein, aber ich weiß es nur zu gut: es wird etwas davon hängen bleiben an unseren Amazonen, fogar viel. Schon krächzt die Schallplatte allenthalben die üble Strophe:

„Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt,
Denn das ist meine Welt
Und sonst gar nichts . . . —“

Weiter darf man nicht zitieren; denn diese Köstlichkeit ist vom Urhebergesetz geschützt. „Auf Liebe eingestellt“ — da läuft einem wirklich der Schauer über den Rücken, wenn man sieht, wohin es mit der Liebe gekommen ist. Wenn sie mit der „Einstellung“, dem Lieblingswort der Darmstädter Weisheitsschule, zusammengekoppelt auftritt, müßte schon allein der Himmel

einstürzen. Wie hier der Feldwebel und der Geheimrat sich die Hand reichen und mit preußisch-berlinischem Tritt die letzten Seelenkeime zerstampfen! In der Tat, das konnte nur vom Abgrund inspiriert sein. Das kann der Teufel und sonst gar nichts: Schindluder mit der Liebe treiben! Ich glaube kaum, daß die Schallplatte nur abschreckend wirken kann. Ihr fehlt ja der Zusammenhang mit den übrigen Komponenten des Films. Die kleinen Mädchen trällern die Zauberprüche bereits nach.

Die Frage des Stoffes in der Kunst ist nicht so irrelevant, wie man es wahrhaben will, seitdem der Libertinismus die Gesetzgebung der Kunst betreibt. Nicht überallhin kann sich die Kunst ungestraft wagen. Es ist gefagt worden, daß man feine Perlen nicht vor die Säue werfen darf. Auch die Kunst steht nicht über dem Geltungsbereich dieser Worte. Auch das Meister-

hafte vertiert, wenn es dem Vertierten sich verschreibt. Der Teufel gilt ja für einen der obersten Engel. Kraft und Können sind ihm im Grunde nicht genommen worden. Die Hierarchien wirken am Weltenkunstwerke der Gottheit mit. Sicherlich ist auch der Teufel ein großer Künstler. Die Hölle ist sein Meisterwerk. Ich glaube nicht, daß es für den Künstler wirkliche Schöpferlust bedeuten kann, am Meisterwerk der Abgründe mitzuwirken.

Ich wünsche gewiß nicht, daß der Polizeibütel in die Kunst einbricht, aber ich wünsche auch nicht, daß es mit der Kunst so weit komme, bis der Himmel die Kunst vor ihren Künstlern behüten muß. Dahin aber wird es kommen, wenn die Künstler nur noch das Abgründig-Gemeine gestalten wollen und sonst gar nichts!

Barocke Kirchenmusik

Dr. Walter R o t h e s, München.

Die Anerkennung der hohen Qualitäten des Barockstils in der bildenden Kunst ist für uns im vorgeschrittenen 20. Jahrhundert wieder eine Selbstverständlichkeit geworden, nachdem im 19. Jahrhundert zeitweilig eine starke Unterschätzung gerade dieses Stils Mode gewesen war. Architektur, Bildhauerkunst und Malerei des 17. und 18. Jahrhunderts erfreuen sich jetzt dieser neuen Wertschätzung. Barock und Rokoko — Rokoko nennen wir den Ausläufer, den Nachfolger des Barock — haben etwas frohgemut Bejahendes, Freudiges, Heiteres. Man hat sie darum bewußt profane Stile genannt. Aber mit Unrecht! zum mindesten arg mißverständlich! Ungezählte Tausende von barocken Kirchen, Kirchenbildern und Kirchenplastiken beweisen das Gegenteil. In Italien und Süddeutschland finden wir die Beispiele am häufigsten. Und Millionen von Gläubigen fühlen sich gerade in barockem kirchlichem Milieu am meisten getröstet und gehoben. „Der Himmel selbst ist tief herabgefunkelt, daß liebend er der Erde sich vermähle. Es schauern alle Wesen gottestrunknen, und wie verstockt auch, schauert Eure Seele.“ (Geibel.) „So lächeln Erd' und Himmel mild verfohnt“ — im Barock! Das ist die Sprache des sakralen Barock.

Ist nun auch barocke Kirchenmusik statthaft? Gibt es solche? Beide Fragen sind mit einem glatten „Ja“ zu beantworten. Einer barocken Kirche ist barocke Kirchenmusik entsprechend. Wer möchte Konsequenz und Logik dieser Behauptung anzweifeln? Der Sinn des Barock, sein heiterer, froher Geist, seine jubelnde Note — warum sollte das alles, das doch in der kirchlichen bildenden Kunst durchdrang — vor der kirchlichen Tonkunst eingehalten, „abgerüstet“ haben? Nun, eine Ueberraschung: barocke Einschläge finden sich nicht erst vom 17. Jahrhundert an, nein, von Anfang an! sogar in der ältesten Liturgie: Allelujah — ein Jubelruf, ein Freuden ausbruch ist „barock“. Die sog. „Tropen“, in welchen die alten liturgischen Melodien durch Einschaltung neuer Weisen unter die kürzeren und längeren Melismen des gregorianischen Choralis ihre Verbreiterung fanden, sind schon „barocke“ musikalische Verzierungen ältester Zeit. Anschließend: die mehrstimmige Paraphrasierung des Cantus firmus durch hinzukomponierte gleichzeitig erklingende Stimmen, also die frühmittelalterliche Vieltimmigkeit, die spätmittelalterliche reichere Polyphonie — all das sind im Vergleich mit der ursprünglichen Ureinlichkeit „barocke Auswüchse“. Und gerade in dem Umstand, daß volkstümliche, atheoretische, mehrstimmige Improvisationen da künstlerisch zu Ehren des Allerhöchsten verarbeitet werden, liegt das eminent „Barocke“.

Wenn für die bildende Kunst der Renaissance Harmonie, Proportionalität das Wesentliche ist, was das Verhältnis der einzelnen Teile zu einander und zum

Ganzen angeht, zwar in der Raumgestaltung, in der Gestaltung des Figürlichen, bezüglich der ersteren Gestaltung, der zweiten, beider zusammen, je nachdem ob es sich um Architektur, Plastik oder Malerei handelt, so beherrschen dieselben Prinzipien die Musik der Renaissance. Harmonie, Proportion, Rhythmus, unbedingter Sieg der Konsonanz über jede Dissonanz sind typische Eigenschaften der Renaissance-Musik. Aber auch hier setzte bald ein barocker Einschlag diesem Typ Grenzen, ein Einschlag, der sich entwickelte aus dem Bestreben die Mehrstimmigkeit, die Polyphonie, möglichst zu steigern. Die vierstimmigen a cappella-Chöre werden bald „übertrumpft“ durch sechsstimmige, achttimmige (doppelchörige). Die Stimmenzahl wird weiter vermehrt, und bereits das 15. Jahrhundert kennt vierundzwanzigstimmige und sechsendreißigstimmige Motette und Kanons, die allerdings nur bei Zugrundelegen einer einfachen Akkordfolge möglich sind. So wechselt bei dem sechsendreißigstimmigen „Deo gratias“ von Ockeghem der Fdur- und Cdur-Akkord. Ein Unterscheiden der einzelnen Stimmen ist dabei, wenn auch in einem Takt niemals mehr als 18 verschieden tönende Stimmen gleichzeitig beschäftigt sind, nicht mehr möglich, und nach ein paar Takten hört man weiter nichts mehr als ein „breites Gewoge“, von Takt zu Takt anwachsend. Melodie in vollendete Harmonie gebracht, — das ist typische Renaissance-Musik. Bewußtes Ueberwiegen des Harmonischen über das Melodische ist barocke Uebersteigerung des Renaissance-Musikideals. Der barocke Renaissance-Komponist will in erster Linie das Akkordische, das Simultane hören lassen, das Melodische ist nachgeordnet.

Führten von der musikalischen Gotik zur musikalischen Renaissance Auseinandersetzungen zwischen Einstimmigkeit und Vieltimmigkeit, zwischen „Monodie“ und „Harmonik“, so führten von der Musik der Renaissance zur Musik der Barockzeit solche zwischen Harmonik und Thematik. Das Interesse am Thematischen siegte wieder über jenes am Harmonischen. Allerdings wurden alle harmonischen Errungenschaften der Renaissance übernommen, sogar noch ausgebaut, aber unbedingt untergeordnet. Solche barocke Harmonik, die am liebsten noch Orgel, ja ein volles Instrumentalorchester zur Hilfe nimmt, während die Harmonik der Renaissance rein vokale Polyphonie (a cappella) am höchsten stellte, kann man als Synthese individueller Willenspotenzen ansprechen. Weit hauptfächlicher als jede harmonische Bindung ist das Persönliche, die eigene Erfindung, die subjektive dynamische Form.

Mag sein, daß die barocke Musik ihren seltsamsten künstlerischen Ausdruck in der Oper fand, in der kirchlichen Tonkunst kommt sie gleicherweise hoch bedeutsam zur Geltung. Sicherlich ist der Weg aus der Camerata des Conte Bardi, von

Vincenzo Galileis Klagegefang des Grafen Ugolino und den Lamentationen des Propheten Jeremias, von Peris „Dafne“, Caccinis und Peris „Euridice“ über die venezianische, neapolitanische und französische Oper, und weiter über Gluck und Mozart bis zu Wagner, Richard Strauß, Debussys, Skrjabin ein weiter, im Keime sind alle diese fortschreitenden barocken Tendenzen schon in einer Reihe von kirchenmusikalischen Kompositionen der „Klassiker“ der katholischen Kirchenmusik, der Italiener des 17. felbst 16. Jahrhunderts, der Gabrieli, Allegri, Palestrina, Lotti vorhanden. Und eben bei der Kirchenmusik dieser Meister finden wir gelegentlich schon Instrumentalbegleitung, zwar nicht nur der Orgel, sondern auch von Streich- und Blaskörpern.

Die fortgesetzten Wiederholungen in J. S. Bachs Passionen und in seiner „H-moll-Messe“ sind barocke Floskeln. An den fechtlichen Orchestermeffen von Haydn, Mozart, Beethoven, C. M. v. Weber, Schubert, Liszt, Nicolai. Ett, Aiblinger, Goller, Bruckner, Cherubini, Verdi, Gounod, Berlioz ist die reiche Instrumentalbegleitung an sich noch nicht typisch barock. Wir haben soeben erwähnt, daß sie sich bereits im Mittelalter und in der Renaissance findet. Pius XI. hat in seiner jüngsten Kundgebung dieselbe ausdrücklich anerkannt. Barock ist nur an einer

Reihe moderner Orchestermeffen, wie das Orchester verwendet wird, in zweierlei Form: fröhlich, heiter, jubilierend (Haydn, Mozart), dann tonmalerisch (Beethoven, Bruckner). Begleitet nun solche barocke und instrumentale Kirchenmusik — in den Fällen, wo Kirchenchor und -Orchester von Qualität vorhanden — passend die heilige Liturgie? Von Advents- und Fastenzeit abgesehen, zweifellos! Als man den frommen „Papa“ Haydn einmal frug, warum er für die Kirchen so „lustige Musik“ schreibe, antwortete er: „Wenn ich mit meinem Herrgott sprechen darf, kann ich nicht anders als vor Freude jubeln!“ — Die Tadler der kirchlichen Barockmusik müssen konsequenter Weise auch fordern, daß alle die Taufende von Barock- und Rokokokirchen niedergerissen oder doch ihres köstlichen Schmuckes beraubt würden! Der größte katholische Kirchenkomponist der neuesten Zeit ist Anton Bruckner, dieser moderne fra Angelico der Musik, für den Komponieren und Beten daselbe war. Auf wen schon einmal in einem hohen Dom bei einem Pontifikalamt eine große Brucknermesse (d-moll, e-moll oder f-moll mit Orchester) wirkte, der erlebte einen Vorgeschmack des Himmels.

S T I M M E N D E R Z E I T

„Ecclesia abhorret a sanguine“.

Die „Germania“ berichtet von einer Ansprache P. Stratmanns in Sankt Paulus zu Berlin:

„Er ging aus von der Liturgie der Pfingstwoche, die nicht einen so ausschließlich freudigen Charakter habe wie die Osterwoche, sondern gleichzeitig eine Quatemberwoche mit Einkehr- und Bußcharakter sei. Die ganze Predigt wuchs dann aus der Meßliturgie des Quatemberfreitags hervor. „Bußgedanken sollen zuerst in uns aufsteigen. Vor allem anderen wollen wir uns schämen, daß wir, auch wir Christen und Kinder der Völkerkirche, noch so weit vom Völkerfrieden und seinem Geist entfernt sind.“ Am ersten Pfingstfest sei die jüdische Nationalkirche im Sturm und Feuer des Hl. Geistes zusammengebrochen, die Bahn war frei für eine übernationale Besitzergreifung der ganzen Welt durch das Königtum Christi. Es war gleichgültig, welcher Nation ein Christ angehörte, jeder war jedem der Nächste, es war Pflicht, auch den nationalen Feind zu lieben.

Das alles wurde allerdings nicht mit einem Schlage erreicht, aber in der Idee, im Wollen und im Sollen war es schon am ersten Pfingsttag da. Nachdem im Mittelalter eine Einheit nicht nur des kirchlichen, sondern auch des staatlichen Lebens erreicht worden sei, nicht zuletzt im Bildungs- und Schulwesen, habe die in der Renaissance wiedergeborene heidnische Ichsucht auch die Völker ergriffen und sie wieder in einzelne Stücke zerpalten, und 1914 Jahren nach Christi Geburt war der mystische Leib Christi zu einem Schlachtfeld geworden, auf dem die Glieder Christi und die Tempel des Hl. Geistes gegeneinander wüteten, wie es die Heiden der Vergangenheit und der Gegenwart oder die Juden oder Mohamedaner getan hatten“. Die katholischen Priester, Lehrer und Lehrerinnen seien für die innere Beschaffenheit der Christenheit und den Ruf und den Einfluß, den die Christen bei den Nichtchristen zu gewinnen oder zu verlieren hätten, verantwortlich. Der Prediger zitierte aus dem bekannten Büchlein des katholischen Pfarrers Fiedler „Defensive oder Offensive?“ die Stelle:

„Wenn ein gebildeter Chinese oder Japaner oder Hindu mit dem Evangelium in der Hand durch Europa reist, um

sich die Völker anzusehen, die anderthalb Jahrtausende Christen gewesen sind, dann gehört ein dreifaches Wunder der Gnade dazu, daß dieser Fremdling Christ wird. Und würde er nichts anderes tun, als die Geschichte Europas lesen, nachdem er das Evangelium gelesen hat, dann müßte er zur Ueberzeugung kommen, daß das Christentum in Europa Bankrott gemacht hat, und daß die weiße Rasse schlechter sein muß als alle anderen, deren Geschichte nicht blutiger, deren Moral nicht schlechter, deren Religion aber nur Heidentum war.“

Aber anstatt uns zu schämen, rühmen wir uns! Es folgte eine Beleuchtung der Schlachtfelder mit ihren Etappen als „Felder der Ehre“. Das Berechtigte an dieser Bezeichnung wurde anerkannt, das Verlogene aber auch rücksichtslos entlarvt und an das Wort Benedikts XV. von der „entehrenden Metzellei“ erinnert.

Zum zweiten Teil übergehend, sagte P. Stratmann: „Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung; die Befinnung auf die positiven Kräfte, die uns katholischen Christen zur Verfügung stehen, ist der zweite. Wo aber die Sünde sich gehäuft hatte, ward noch reichlicher die Gnade.“ Die gnadenvolle Wirklichkeit der Weltkirche leuchtete auf. Ein unermeßliches Erziehungs- und Selbsterziehungskapital ruhe hier. Leider „ruhe“ es nur, es müsse nun in allen Ländern endlich flüchtig gemacht werden. Auch in der Beurteilung zwischenstaatlicher Konflikte habe die Gerechtigkeit der Jünger Christi größer zu sein als die der Pharisäer und Schriftgelehrten, Politiker und Diplomaten. Auch da sei die Erinnerung des Herrn von dem Splitter im fremden und dem Balken im eigenen Auge am Platze. Viel wäre gewonnen, wenn der Grundsatz der alten Kirche „Ecclesia abhorret a sanguine“, die Kirche schrickt zurück vor dem Blutvergießen (auf Grund dessen damals strenge Kirchenbußen für die Beteiligung sogar an einem gerechten Kriege verhängt wurden), auch in der modernen Kirche sich wieder durchsetzte.

Als Frauen hätten die Lehrerinnen nicht nur Einfluß auf die Kinderwelt, sondern auch auf die Männerwelt. Die Männer richten sich bewußt und unbewußt stark nach dem

Urteil der Frauen, wenigstens in der Einschätzung der Männerehre und des Mannsideals. Die Frauen sind wesentlich an der Bildung und Umbildung dieser Begriffe beteiligt. Sehen sie das Ideal der Männlichkeit im Krieger, so wird der Mann sich leicht einer unkriegerischen Gesinnung schämen, verwerfen die Frauen aber dieses Ideal, so wird auch der Mann den Säbel und die Uniform mit anderen Augen ansehen. Werdet euch dieses Einflusses bewußt, Frauen des 20. Jahrhunderts! Handelt wie jene Frau, die eine der bekanntesten und geachtetsten des katholischen Deutschland ist und auch in der internationalen Frauenbewegung zu den Führerinnen gehört. Diese Frau hat mir erzählt, sie habe die Werbung um ihre Hand davon abhängig gemacht, daß der Bewerber im Kriege keinen Menschen getötet habe! Das ist Geist vom Geist der alten Kirche, die da sprach: „Die Kirche schrickt zurück vor dem Blutvergießen!“ Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß, wenn alle Frauen so dächten, der männer-, frauen- und kindermordende Krieg ausgerottet werde.“

Die Bedeutung katholischer Weltanschauung in der Bevölkerungsentwicklung Deutschlands.

Zu den wichtigsten Problemen der Gegenwart zählt die Bevölkerungsfrage. Die Tatsache des permanenten Geburtenrückgangs in Deutschland stellt ein Gefahrenmoment dar von hoher Bedeutung für das ganze deutsche Volkstum. Unendlich schwer wird das Problem zu lösen sein. Denn nicht allein in wirtschaftlichen Situationen sind die Wurzeln zu suchen, sondern tief in den ethischen Auffassungen unserer Zeit. Die neuesten Erhebungen auf diesem Gebiet, vom Statistischen Reichsamt jetzt bekanntgegeben, sprechen eine eindringliche Sprache. Aus den Zahlen geht klar hervor, daß als bedeutsamer Faktor im Komplex dieser Fragen der Zusammenhang von Geburtenproblem und Weltanschauung erscheint, und es ist ein schwerwiegender Satz, den das Statistische Reichsamt gleichsam als Ergebnis ausspricht: „Der Geburtenrückgang in Deutschland ist fast ausschließlich die Folge der gewollten Einschränkung der ehelichen Kinderzahl!“ Eine Untersuchung der Bindungen zwischen Geburtenhäufigkeit, ehelicher Fruchtbarkeit und Religionsgliederung werden dies erkennen lassen.

Die Geburtenhäufigkeit in Deutschland in der Zeit von 1841 bis zum Jahre 1865 betrug durchschnittlich 36,5 Lebendgeborene auf 1000 der Gesamtbevölkerung. Von 1865 bis 1880 stieg die Ziffer auf 39,2, ging aber dann auf ihre frühere Höhe zurück, die sie bis zu Beginn des neuen Jahrhunderts behauptete. Von da ab beginnt unaufhaltsam der Geburtenrückgang. 1913 betrug die Ziffer (im alten Reichsgebiet) noch 27,5 pro Tausend. Hierbei ist zu beachten, daß infolge der ständigen Besserung der Sterblichkeitsverhältnisse trotz des Sinkens der Geburtenziffer ein gewisser Ausgleich herbeigeführt wurde, der den Geburtenüberschuß nur wenig unter den Ziffern der Jahre höchster Geburtenhäufigkeit erscheinen ließ. Aber — und das ist das bemerkenswerte — dem Rückgang der Sterblichkeit ist eine Grenze gesetzt, während auf der anderen Seite die Frage der Geburtenhäufigkeit dem menschlichen Willen unterworfen ist. Dadurch kann die Abnahme der Geburtenzahl so weit führen, daß eben die jährliche Geburtenzahl nicht mehr zur Erhaltung der Zahl des Volkes ausreicht! Die Nachkriegszeit hat die abwärts tendierende Entwicklung in verstärktem Maße beibehalten und wir stehen noch mitten in ihr. 1913 belief sich die Geburtenziffer (auf das jetzige Reichsgebiet berechnet) auf 26,9 Lebendgeborene bei 1000 Einwohnern. 1919 auf 19,7, 1920 auf 25,8, 1921 auf 25,1, 1922 auf 23,0, 1923 auf 21,1, 1924 auf 20,5, 1925 auf 20,7, 1926 auf 19,5, 1927 auf 18,4! Wohl ist auch die Sterblichkeit zurückgegangen, aber in weit stärkerem Maße eben die Geburten.

Zur Untersuchung des Geburtenrückgangs legt man als sichersten Maßstab die sog. eheliche Fruchtbarkeitsziffer d. h. die Zahl der ehelich Geborenen bezogen auf diejenige der unter 45 Jahre alten verheirateten Frauen zu Grunde. Hier zeigt sich ausgesprochen die konstante Abnahme. Auf das Gebiet des heutigen Deutschen Reiches entfielen in den Jahren 1899—1901 279,1 ehelich Lebendgeborene auf 1000 verheiratete Frauen unter 45 Jahren, 1927 nur noch 128,2 oder 54 Prozent weniger. Dieser starke Rückgang der ehelichen Fruchtbarkeit ist — das stellt das Statistische Reichsamt ausdrücklich fest — ausschlaggebend durch die gewollte Beschränkung der Geburten hervorgerufen! Es ist nun die Frage zu stellen: Welche Umstände begünstigen diese Sinnesänderung der Bevölkerung oder halten sie auf? Es sind verschiedene Faktoren. Die wichtigsten sind ohne Zweifel die Beziehungen zwischen Fruchtbarkeit, Rasse und Religion. Ferner die eheliche Fruchtbarkeit in Stadt und Land, die berufliche und soziale Gliederung der Bevölkerung, Wohnverhältnisse und die Frage der Kindersterblichkeit. Im folgenden sollen lediglich die Hauptfaktoren dargelegt werden.

Die Ergebnisse der statistischen Berechnungen zeigen, daß die Gebiete mit höchsten ehelichen Fruchtbarkeitsziffern an den Grenzen des Reiches liegen. So die Bezirke Königsberg, Gumbinnen, Allenstein, Westpreußen, Köslin, Schneidemühl, Oppeln. Im Westen Aurich, Osnabrück, Oldenburg, Aachen, Trier, Westfalen, im Süden die Bezirke Oberpfalz und Niederbayern. Zum größten Teil sind diese Gebiete Ländern benachbart mit weit höheren Fruchtbarkeitsziffern, als im Reichsdurchschnitt: Polen, den Niederlanden, Tschechoslowakei. Es ist daher eine Rassevermischung der Bevölkerung der genannten Grenzgebiete mit der dieser Länder als sicher anzunehmen.

Ganz klar läßt sich der Zusammenhang zwischen religiösem Bekenntnis und Geburtenzahl feststellen. Die Gebiete des Deutschen Reiches, in denen die eheliche Fruchtbarkeitsziffer niedriger als der allgemeine Durchschnitt war, weisen fast ausnahmslos eine rein evangelische Bevölkerung auf. Nur ein Bezirk mit katholischer Mehrheit, 64 Prozent der Gesamtbevölkerung, Freiburg i. Br., hatte ebenfalls eine Ziffer unter dem Reichsdurchschnitt. Doch auch hier hat die Fruchtbarkeitsziffer verhältnismäßig schwach abgenommen. Sämtliche übrigen Gebiete mit überwiegend katholischer Bevölkerung oder starker katholischer Minderheit wiesen Fruchtbarkeitsziffern über dem Reichsdurchschnitt auf. Auch gegenwärtig sind sie sehr geburtenreich mit Ausnahme von Oberbayern, Köln und Düsseldorf. Die starke Abnahme der ehelichen Fruchtbarkeit in diesen Bezirken ist jedoch auf den Anteil der Bevölkerung der Großstadt zurückzuführen, wo ein elementar starker Rückgang der Geburten zu verzeichnen ist. Hierüber wird später noch zu sprechen sein. Eine Berechnung der Geburtenhäufigkeit nach der Religionszugehörigkeit der Eltern der ehelich Geborenen in Preußen (für die übrigen Länder sind keine Tabellen vorhanden) in den Jahren 1920—1926 ergibt eindeutig, daß die rein katholischen Ehen in sämtlichen Provinzen Preußens weit fruchtbarer sind, als die rein evangelischen. Zuwanderung und Rassenunterschiede (polnische Landarbeiter) in Provinzen mit schwacher katholischer Bevölkerung mögen die Verhältniszahlen hierbei etwas erhöht haben. Die Berechnungen für evangelisch-katholische Mischehen ergeben eine auffallend geringe Geburtenhäufigkeit. Für die evangelische Bevölkerung ist das Charakteristikum die höhere Geburtenzahl in der Diaspora, als im Landesdurchschnitt. Jüdische Ehen zeigen eine durchschnittlich geringere Fruchtbarkeit als die christlichen; über jüdisch-christliche Mischehen können zuverlässige Zahlen nicht ermittelt werden.

Die Ergebnisse beweisen, daß in der scharfen rückgängigen Entwicklung der Geburten die katholische deutsche Bevölkerung kraft ihrer Weltanschauung und kirchlicher Geetze das nahezu einzige hemmende Element bildet, deutsches Volkstum vor dem Niedergang zu bewahren.

Hugo K. Schmidt, München.

Die katholische Akademikergemeinschaft Oesterreichs.

Die katholische Aktion hat in Oesterreich einen neuen, gewaltigen Schritt zur Vervollkommnung getan. Unlängst fand sich im Saal des n. ö. Landtages eine so große Zahl katholischer Akademiker aller Berufsgruppen zur Gründung der „Katholischen Akademikergemeinschaft“ ein, daß dieser ungeheure Saal sie kaum zu fassen vermochte; Sitzungsraum und Galerien waren bis aufs letzte Plätzchen überfüllt und noch staute sich die Menge an den Eingängen. So viele folgten freudigen Herzens dem Ruf ihres Bischofs, der sich an die Gebildeten gewendet hatte mit dem Verlangen, sie möchten sich zusammenschließen, um an der katholischen Aktion einen standesgemäßen Anteil zu nehmen und ihren Führerberuf in ihr bester ausfüllen zu können. Kardinal Dr. Piffl eröffnete die Versammlung, die durch die Teilnahme aller hervorragenden Namen, die das katholische Geistesleben in Wien besitzt, ausgezeichnet war, und charakterisierte die „Katholische Akademikergemeinschaft“ als eine Forderung der katholischen Aktion, die in dem großen Geisteskampf der Weltanschauungen der katholischen Intelligenz in keiner Weise entbehren kann. Unser Volk kann sich auf die Dauer nicht mit einer Wissenschaft begnügen, die auf schwankende Hypothesen aufgebaut ist, die, wie Lessing sagte, lieber im Zweifel verharren will, als daß sie sich ihre Erkenntnis von außen fertig vorsetzen ließe. Die Erkenntnis, daß die Gesellschaft mit Skeptizismus und Agnostizismus auf die Dauer nicht bestehen kann, daß mit der Philosophie des Zweifels und Irrs die Welt auf die Dauer nicht leben kann, daß wir festen Boden für unsere Weltanschauung, feste Führung zu unseren ethischen Zielen brauchen, ist eine Erfahrungstatsache, die sich heute überall Bahn gebrochen hat. Und je mehr gerade in der jetzigen Zeit der Marxismus, der sich überall heute als Baumeister eines neuen Gemeinschaftslebens aufspielen will, sich erschöpft in einer rein diesseitigen Wirtschaftsökonomie und alle Gesellschaftsenergien, wie die Energie der Person, der Kirche, der Familie, von sich abweist, umfomehr müssen dann religiöse Kräfte auf dem Plan stehen, um nach dem schrecklichen Umsturz des Krieges neu zu bauen. Als Katholiken und als Gebildete tritt an die katholischen Akademiker in doppelter Intensität die Forderung heran, ihr Wissen, ihre Geistes- und Verstandeskräfte, wie ihre Seelenkräfte in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen und lebendige Glieder des Großen mystischen Corpus Christi zu sein. Dieses Ziel wird erreicht werden, wenn die Mitglieder der neuen Gemeinschaft sich stets von dem Motto werden leiten lassen: *Consentire cum ecclesia*.

Die Arbeitsweise der neuen Vereinigung wurde von dem zum ersten Vorsitzenden gewählten o. ö. Professor Dr. Ing. Karl Holey, Technische Hochschule Wien, mit dem Satze umschrieben, es wird zu den vornehmsten Aufgaben der katholischen Akademikergemeinschaft gehören, den unheilvollen Riß, der das Gebäude der alten Universität durch scharfe Trennung von Geisteswissenschaften und technischen Wissenschaften im

weitesten Sinn des Wortes zerpalten hat, wieder zum Nutzen unseres ganzen geistigen Lebens zu schließen. Der Grundgedanke der neuen Gemeinschaft ist der katholische Gedanke, ihr Ziel der katholische Mensch. Durch den gemeinsamen Bildungsgang auf den hohen Schulen ist ihren Mitgliedern der äußere, durch die gemeinsame katholische Weltanschauung ist ihnen der tiefe innerliche Zusammenhang gegeben. Sie alle wünschen, daß die Fragen der Zeit mehr als bisher vom Standpunkt der katholischen Weltanschauung durchdrungen werden und wollen daher über die Tätigkeit in den katholischen Vereinigungen, in denen sie bisher durchaus mit Erfolg, aber beschränkt auf gewisse begrenzte Berufs- oder Interessengebiete, arbeiteten, hinaus, zur Vertiefung und Verbreitung des katholischen Gedankens wirken. So denken sie sich die Erfüllung des gesamten privaten und öffentlichen Lebens mit christlichem Geist und eine Wiederverchristlichung unseres Lebens als Mission der akademischen Berufe, die lange Zeit getan oder unterlassen haben, wodurch eine Entchristlichung des Lebens herbeigeführt wurde.

In diesem Sinne begrüßte auch Bundespräsident Miklas, selbst überzeugter katholischer Akademiker, die neue Gruppe in der katholischen Aktion, denn die breiten Massen unseres Volkes mit der unerfütterlichen Ueberzeugung zu erfüllen, daß es ohne wahren und lebendigen Gottesglauben auf die Dauer auch kein glückliches Volk und keinen wahren Frieden geben kann und daß ohne bewußte und öffentliche Anerkennung Gottes und seiner in Natur und Offenbarung niedergelegten Gebote kein dauernder Aufstieg menschlicher Gemeinschaft möglich ist, erscheint in dieser Stunde als das Erste und Allernotwendigste.

Ein Referat des Altbundeskanzlers Dr. Seipel über die Stellung des katholischen Akademikers im öffentlichen Leben bot gleich in der gründenden Versammlung einen lebendigen Auftakt zu dieser Arbeit.

Wer die neue Gründung richtig verstehen und würdigen will, muß einen Blick auf die Entwicklung der katholischen Akademikerbewegung in Oesterreich werfen. Er muß zurück gehen bis in die Tage, wo dieses „katholische“ Land eigentlich keine gläubige Gebildeten-geschichte mehr hatte, wo die Stätten der Bildung, die Hochschulen, und durch sie die Aemter und die freien geistigen Berufe nahezu vollauf in der Hand des Freisinns waren. Er muß zurück blicken auf den Leidensweg, den die katholische farbentragende Studentenschaft gegangen, er muß das volle Maß der Unbill, der Zurücksetzung, der Verachtung, ja selbst der tätlichen Beleidigungen überschauen, das besonders der CV. in Oesterreich über sich ergehen lassen mußte, weil seine Angehörigen offen für ihren angeftammten Glauben und ihre kirchliche Weltanschauung stets eingetreten sind. Seine Entwicklung, seine Geschichte, seine Helden — wir dürfen ruhig so sagen, sind doch Blutopfer unter ihnen; — sind die Grundpfeiler der katholischen Akademikergemeinschaft. Ohne die Opfer, die er gebracht hat, wäre der heutige Triumph nicht möglich. Ohne seine ungezählten Scharmützel und seinen jahrzehntelang mit stählernen Nerven geführten Stellungskrieg wäre der Vormarsch des katholischen Akademikertums nicht möglich, der heute durch die katholische Akademikergemeinschaft in Oesterreich in breiter Front sich in Bewegung setzen will. Gott walte ihres Sieges!

Generalsekretär Dr. J. A. Tzöbl, Wien.

Wer die Zeitschrift noch nicht kennt

schreibe um ein Probeheft an den Verlag der Allgemeinen Rundschau, München, Galeriestr. 35a

A U S D E M L E S E R K R E I S E

„Schmeling und feine deutsche Mission“.

Geliebtes Deutsches Vaterland! Dein Sohn Schmeling hat deutsche Ehre in der neuen Welt fest begründet. Wo bleibt dein Dank? Wo bleibt der fürstliche Empfang? Wo bleibt das Festessen? Berlin, München, Hamburg, Bremen, Bickendorf und ihr übrigen großen Städte in Deutschlands Gauen, habt ihr ihn noch nicht eingeladen? Werdet ihr euch nicht bald die Ehre geben, ihn in eurer Mitte begrüßen zu dürfen? Es ist höchste Zeit. Oder soll ihn euch eine Dollarprinzessin vor der Nase weg schnappen, um ihm das boxluftige Händchen zur Kameradschaftsruhe zu reichen, sie, die es nicht erwarten kann, ihn an ihr nach Verlobung schmachtendes Herz zu drücken? Dann ist es zu spät. Drum: Deutschland erwache!

Consules! ... Was schafft ihr mühsam am Völkerbund? Was reißt ihr zur Unterzeichnung eines Youngplanes nach dem Haag? Finanzminister, was sinnst du in kummervollen Nächten darüber nach, dem Deutschen Volke zu helfen? Wozu das Notopfer? Steig doch herab mit deinem ganzen Kabinett, Kanzler! Gib dein Portefeuille ab, Minister! Geht in die Arena! Lernt bei Schmeling! Er weiß, wie man zu Millionen kommt. Soll ichs euch vorrechnen? Einen Augenblick, bitte: Ein Tiefschlag zu einer Million bringt 100 000 Mk. Vermögenszuwachssteuer — — — 10, 20, 100 Engagements, und das Notopfer gehört der Vergangenheit an. Boxt, und ein Denkmal ist euch sicher, boxt und der Dank des Vaterlandes ist euch gewiß, boxt, und es werden nächtelang boxsportbegeisterte Massen am Radio lachen! Eskimo und Feuerländer, Neger und Mongole, Inder und Germane, Jude und Arier, alles, alles nennt in Ehrfurcht euren Namen.

Doch, wo bleiben die Rassenunterschiede? Der Boxhandschuh hat niedergeboxt, was ernste Geister in sorgenvollen Stunden noch für Problem hielten. Sieh da, wir kommen dem Wesen des Boxens schon näher! Also nicht nur Finanzianierung, Geistianierung, Rassenianierung, und was weiß ich noch. Aber nur nicht zu laut, sonst kommen morgen Ludendorff, Hitler und „Unser Franz“ und erheben Protest, denn du, Schmeling, versuchst ja ihr Lebenswerk zu untergraben. „Doch, was können mir diese armen Menschlein. Ich werde sie niederboxen!“ Sehr richtig, sehr richtig, du hast es erwiesen, dem Boxer gehört die Zukunft.

Volksgefundung — — die hätten wir beinahe vergessen. Boxt, und ihr bekommt Renommierarme und Renommierwaden. Und ihr werdet sehen, ein starkes Geschlecht wächst auf, würdig der „großen“ Ahnen der noch „größeren“ Vergangenheit. Laßt uns vom Boxen her die Welt erneuern und aller Heil ist sicher!

Verachtet mir die deutschen Meister nicht! Es lebe Schmeling!

Franz M e r z b a c h, Bonn.

Bismarck-Denkmal oder Christus-Friedensmonument?

Mit großer Ehrerbietung müssen die Völker Europas ihre Blicke nach Latein-Amerika wenden. Dort erhebt sich auf den Anden ein Christusstandbild, aus den Kanonen gegossen, die — etwa um die Jahrhundertwende — einen zwischen Argentinien und Chile ausgebrochenen Konflikt zum Austrag hätten bringen sollen. Dieser Konflikt wurde durch friedliche Verhandlungen beseitigt, und auf dem Sockel des Christusdenkmals steht in Lapidarschrift: „Eher sollen die Anden in Staub zerfallen, als die Völker Argentiniens und Chiles den Frieden brechen, den sie zu Füßen des Gekreuzigten gelobt haben.“ Vor wenigen Monaten wurden auf dem die Arica-Bucht überragenden Morron-

berge die Festungswerke geschleift, um zu bekunden, daß der Tacna-Arica-Streit aus der Welt geschafft ist, ohne daß deshalb Blut hatte fließen müssen.

Der allerjüngsten Zeit gehört eine zwischen Peru und Spanien getroffene Vereinbarung an, der zufolge der jeweilige Papst bei politischen Meinungsverschiedenheiten als Schiedsrichter angerufen werden soll, also jener Souverän, der grundsätzlich auf militärischen Schutz seines Gebietes verzichtet.

Erfreulicherweise hat der Gedanke eines Christus-Friedensdenkmals auch in Deutschland Gestalt angenommen. Auf dem Jakobsberg bei Ockenheim in der Nähe von Bingen soll ein Christusdenkmal errichtet werden, das gleichzeitig als Wahrzeichen des Friedens gelten soll. Eine vorläufige Statue des Heilandes ist bereits auf dem Berge in der Nähe des den Zisterzienser-Patres anvertrauten Klosters aufgestellt, bis die Mittel gesammelt sind, um ein ehernes Standbild des Erlösers zu errichten.

Auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück ist ein Denkmal geplant, das dem Manne geweiht sein soll, der die deutsche Einheit „durch Blut und Eisen“ aufgebaut hat.

Im Zeitalter des Völkerbundes und des Kelloggpaktes nimmt sich der Bismarckkult wie ein Anachronismus aus. Sowohl für das Bismarckdenkmal, wie auch für das Christus-Friedensmonument werden Geldsammlungen veranstaltet. Dem religiös orientierten Pazifisten wird die Entscheidung nicht schwer fallen, welcher Sammlung er seine Spende zuweisen soll: Keinen Pfennig für das Bismarckdenkmal auf der Elisenhöhe, aber Tausende für das Christus-Friedensmonument auf dem Jakobsberg bei Ockenheim! Diejenigen unter uns Friedensfreunden, deren Pazifismus in der Lehre des göttlichen Pazifisten Jesus Christus verankert ist, mögen den Befreiungstag dadurch heiligen, daß sie — je nach Vermögen — den Zisterzienser-Patres auf dem Jakobsberg bei Ockenheim (Kreis Bingen) einen Beitrag für die Vollendung des Christus-Friedensmonumentes zugehen lassen.

Dr. Karl R e i c h m a n n, Bingen a. Rh.

Seeprozeffion auf dem Chiemsee.

Von geistlicher Seite wird uns geschrieben:

Es ist ein alter frommer Brauch, nicht nur auf dem Chiemsee, den Herrn der Welt in feierlicher Prozeffion auch auf dem Wasser einherziehen zu lassen. Daß sein Segen sich nicht nur über die Flur ergieße, sondern auch über das Wasser; denn auch von ihm leben die Menschen. So hat Frauenchiemsee sich auch heuer zur althergebrachten Prozeffion gerüstet.

Aber wie kam es eigentlich, daß die religiöse Verehrung des Allerheiligsten umgeben war von recht unangenehmen Begleiterscheinungen? Daß eine theophorische Prozeffion heutzutage für viele Menschen ein interessantes Schauspiel ist, das man sich ansieht — wie man sich einen Film ansieht —, wundert niemanden. So war es auch nicht erstaunlich, daß eine erhebliche Menschenmenge sich auf der Fraueninsel sammelte, um das „religiöse Schauspiel“ zu genießen. Eigentlich war das ja jedes Jahr so gewesen. Diesmal hatten die Zeitungen aber besonders aufmerksam gemacht und die Zeiten genau angegeben. Kein Zweifel, daß vom Frauentift aus diese Notiz nicht lanziert ist. Denn sie hatte im Gefolge, daß die Seeprozeffion zum Anlaß eines Geschäfts wurde. Und damit alle die unangenehmen Erscheinungen bei der Prozeffion selbst sich zeigten.

Bei der Prozeffion zeigte sich die Schamlosigkeit einiger Leute in ganz besonderem Maße. Alles war — natürlich — mit Photoapparaten ausgerüstet, die es so geschickt verhüten, daß der

moderne Mensch noch ruhige und tiefgehende Eindrücke haben kann. Denn er muß sofort „knipsen“. Zudringlich, wie nur ein ungebildeter modern „Gebildeter“, umdrängten sie die Prozession, umlagerten das Seeufer, so daß die (gottlob!) aufgebotene Polizei kaum den Weg der Prozession frei halten konnte. Einzufohen, daß dadurch die Andacht der Prozessionsteilnehmer nicht eben gefördert wird! Besonders nicht der Kinder, die beim Einfeigen in die Schiffe unter Trommelfeuer genommen wurden.

Unanständig aber muß man das Benehmen nennen, das beim Herannahen des Allerheiligsten beobachtet wurde. Der Schluß auf die innere Hohlheit und Ehrfurchtslosigkeit unseres psychoanalytischen Zeitalters soll hier nicht eigens gezogen werden. Mit Zigaretten im Mund wurde das Allerheiligste unter Feuer genommen und wild geknipst. Ein junger Mann stapfte im Wasser herum und knipste wie besessen. Schon beim Ausgang der Prozession war er übel aufgefallen, wie er 10 Schritte vor dem Sanctissimum nacktbeinig herumsprang, um zu photographieren. Jetzt hatte er sich unmittelbar am Sakramentschiff aufgestellt. Das weißgelbe „Festzeichen“ auf seinem blauen Hemd als Abfurdum. Als ein empörter Teilnehmer der Prozession ihn mit scharfen Worten aus dem Wasser und der Nähe des Sanctissimum verwies, fragte er erstaunt und erschrocken: „Warum?“ Die Antwort bekam er dann, und ein Polizeibeamter holte ihn ans Ufer.

Hinter den Prozessionschiffen zog sich ein Schwarm Kähne her. Aber keine Prozession. Schwatzend, lachend, Zigaretten rauchend, photographierend. Die Aufmerksamkeit der Polizei konnte nicht hindern, daß hie und da ein solches Boot in größte Nähe des Sakramentschiffes kam. Alle Friedlichkeit der frommen Prozession bekam dadurch einen Stachel.

So war man schließlich froh wegen dieses Drum und Dran, als die Prozession zu Ende war.

Nun fragt man sich aber, ob es denn nicht möglich sei, derartige Vorkommnisse hintanzuhalten? Mindestens erscheint es überflüssig, die Prozession und die gottesdienstlichen Zeiten außer in dem Kirchenanzeiger eigens bekannt zu machen. Dann wird wenigstens der Großstadtpöbel ferngehalten. Und zum Pöbel der großen Stadt gehört mancher mit eigenem Auto! — Wenn aber die Katholiken zur Prozession kommen wollen, so ist das ihr gutes Recht. Für sie genügt die Mitteilung in den gottesdienstlichen Nachrichten. Es wird ferner durch Unterlassen einer Sondernachricht verhütet, daß die Meinung aufkommt, es sollten aus Geschäftsrückfichten anlässlich der Prozession Fremde angelockt werden. Gewiß, die Geschäftsleute auf der Insel sind auf Fremde angewiesen. Niemand nimmt es ihnen übel, wenn sie darauf schauen. Aber es ist trostlos, wenn eine eucharistische Prozession zum Geschäft ausgenutzt wird, obschon man doch auch auf Frauendiebstahl die heillofen Unzuträglichkeiten beobachtet hat. Es ist nicht nötig, daß solche alberne Vorwürfe, wie sie Oberammergau gemacht werden, auch auf die See Prozession fallen. Dann soll man aber vermeiden, was derartige Meinung hervorzurufen geeignet ist.

Und wenn man den Andrang der Schaulustigen schon Jahre hindurch feststellt, dann kann man doch für Absperrung sorgen, damit die Prozession sich ungehindert und ruhig entfalten kann! Man kann doch wohl das wüste Photographieren unterbinden — und das Zigarettenrauchen angesichts der Prozession! Derartiges hat erst kürzlich in einem Berufungsurteil zur Verurteilung geführt — und was anderswo strafbar ist, wenigstens an katholischen Orten, — dürfte auf der Insel der seligen Irmingard erst recht straffällig sein. So, wie in diesem Jahre die Prozession begonnen hat, so darf es nicht wieder vorkommen, wenn man sich nicht im Ernst die Frage stellen soll, ob es dann aus Reverenz vor dem Sanctissimum nicht angezeigt wäre, die Prozession zu unterlassen.

Kann noch jemand ½ Stunde allein fein?

Wenn man nicht nur beim Trauergedächtnis für gefallene Helden und für erhabene Persönlichkeiten, sondern auch sonst im Leben gern eine kurze Zeit stillstehen würde, am liebsten jeden Tag, dann wäre viel, ja eigentlich alles gewonnen. Doch mache ich die Einschränkung, daß es ein Alleinfein mit sich selbst und dem Herrn seiner Seele fein müßte. Und Proportion sollte das Alleinfein haben mit der ewigen Unraft der an die Sinne verklavten Zeit, mit den 16 bis 18 Stunden, die man täglich den Molochen, dem Baalim, dem Mammon und der Venus opfert. Wer ist imstande, das Weltbild zu schildern, das sich innerhalb eines Vierteljahrhunderts gestalten würde, wenn alle jeden Tag aufrichtig und ernst eine halbe Stunde in sich selbst zurückkehrten vom Büro, von der Straßenbahn, vom Vergnügen, vom Reden, vom Rauchen, vom Streiten und Lieben, vom Lügen und Rauben und von der Hoffart? Wir hätten einen Kanal für den Abfluß allen Seelenunrates und ein Licht für den echten Fortschritt wäre aufgezündet ...

Solche Gedanken kommen mir, wenn ich in die Atmosphäre des Briefwechsels zwischen dem hl. Franz v. Sales und der hl. Johanna v. Chantal*) eintrete und die alte und doch ewig unbeachtete Feststellung mache, daß die Einfamkeit mit sich und Gott eine Großmacht ist, die starke und ebenso unabhängige und demütige Menschen schafft. Es ist ein immer dauerndes Prophetenwort, wenn auch aus Heidenmund: „Gebt mir einen Stand, und ich will die Erde aus den Angeln heben!“ Wie begeistert redet der heilige Bischof von Genf, der doch fast nur die geistige Einfamkeit üben konnte und im übrigen mitten im Leben stand, nicht nur vom Freifein von den Leidenschaften, und nicht nur von der Ablehnung der erlaubten Dinge und Freuden, insofern sie nicht zu Gott führen, sondern selbst vom Verzicht auf besondere Wünsche und Ziele auf dem Wege des Tugendstrebens!

Man hört bisweilen die Anklage, die Aszese des heiligen Franz v. Sales sei weich und schwächlich, sei Salonaszese gewesen. Nun, wenn schon Salonaszese, dann war es eine gediegene und kaum zu überbietende Salonaszese. Man lese übrigens einfach einmal diesen Seelenaustausch, den zwei säkulare Menschen, die zugleich Heilige waren, mit einander und mit Gott gepflogen haben und mag dann selber prüfen. Die unwandelbare Sanftmut und Güte des Heiligen erkennt man alsbald nicht als glückliche Naturanlage — die mag ja mitgewirkt haben — und nicht als stoischen Gleichmut, sondern vor allem als das Produkt des unerrückbar in Gott gewonnenen Standpunktes, der schwerere Geduldsproben überwinden läßt, als die alte Heidenphilosophie sie in ihren klug ausgedachten Systemen zu träumen gewagt hätte. Viele halten es weiter für unmöglich, daß eine Frau, eine vornehme Dame zumal, auf alles, was den Sinnen begehrenswert erscheint, verzichten kann, um statt des Diadems die Dornenkrone zu tragen? Diese Zweifler sollen nach der Korrespondenz der beiden Heiligen greifen, und sie erleben unfehlbar vor ihren eigenen Augen das Wunder, daß es Frauen in des Wortes vollem Sinn geben kann, die den steilen Pfad an der steilsten Stelle wählen und ihn bis zu den Sternen verfolgen. Und es gibt vor allem Menschen, die alle Hoch-

*) Die Briefe des hl. Franz v. Sales an die heilige Joh. Franziska von Chantal sind erschienen beim Theatiner-Verlag in München (jetzt Köfel & Pustet) in München; desgl. die Briefe der heiligen Johanna Franziska an den Heiligen Franz v. Sales. Die Uebersetzung aus dem Französischen ist musterhaft und zeigt, wie gut die Uebersetzerin, Frau Dr. Heine-München die beiden Sprachen versteht und meistert. Trefflich sind die einführenden Worte von P. A. Mager OSB.

Als französische (sehr gediegene) Franz v. Sales-Studie sei empfohlen Abbé Jacques Leclercq „Saint François de Sales, Docteur de la perfection“ — Paris — Gabr. Beauchesne — Rue de Rennes. — Kl. 8° — 312 S. III 117

gemuten in ihren eigenen begrenzten Horizont eingeengt wähnen: Der Dieb meint, man könne überhaupt nichts anderes tun als stehlen; der Räuber meint, jeder müsse ein Räuber sein und in ähnlicher Weise der Hochmutige und Wollustige. Und wer von der Feinheit der göttlichen Dinge in den Menschen, die zur Heiligkeit berufen sind, nichts wei und ahnt, meint kühn und steif, da die unleugbare Tatsache der Freundschaft zwischen Franz und der Baronin von Chantal auf nichts anderem als auf Fleisch und Blut gründen könne und wie bei den gewöhnlichen Menschen die unreinen Dunfte von Fleisch und Blut ausatmen müsse. Ohne Voreingenommenheit mögen auch sie, und gerade sie, die herrlichen Briefe der beiden Heiligen in die Hand nehmen und dabei keinen Augenblick vergeffen, da diese Dokumente einer Freundschaft zwischen einem groen Heiligen und einer groen Heiligen von Anfang an nur für die intimste Verborgenheit gedacht sind. Denn so können sie inne werden, welch groe Menschen vor ihnen stehen. Bei der mimosenhaften Zartheit des Gegenstandes erscheint es ja staunenswert, da kein einziger Satz und keine Wendung das Licht zu scheuen braucht. Sicher zu hart ist das Urteil jenes Mannes, der sagte: „Der Bischof von Gen ist bei der Freundschaft mit Johanna Franziska heilig geworden. Ohne sie wäre er aber noch heiliger.“

B. H.

A N T W O R T E N

Eiserne Blätter, Oberarchivrat Owald und Schlimmeres.

1. D. Traub.

Die Umgebung des eisernen Pastors Traub sorgt dafür, da uns jene papierenen Blätter zugefandt werden, in denen die A. R. angerempelt wird. Nr. 25 druckt die Polemik des Herrn Oberarchivrat Owald gegen uns ab und gibt folgende evangelische Liebenswürdigkeit dazu:

„Nachschrift des Herausgebers. Wir kennen die hingebende Arbeit von Prof. M. Buchner-Würzburg im Dienste des nationalen Katholizismus. Aber wir fragen uns, ob denn nicht mehr Mittel und Wege da wären, um solche unglaubliche Anklagen gegen das eigene Vaterland unmöglich zu machen. Oder wo gehören ein Borri oder so ein Moenius hin? Dann haben sie aber auf deutschem Boden nichts zu schaffen! Eine solche immer stärkere Hetze ist unerträglich. Der „Kulturkampf“ wird heutzutage von solchen Katholiken nicht nur heraufbeschworen, sondern mit Eifer geführt.“

Was mu das für eine Republik sein, in der die eisernen Lerchen noch so freche Triller singen! Wir kennen den ollen Traub! Wenn er singt: „Eine feste Burg ist unser Gott“, so mu dies ein teutscher Gott und eine teutsche Burg sein. Er ist einer jener Pastoren, die nur an den Gott glauben, der Eisen wachsen läst. Gleichwohl findet man in seinen Eisernen Blättern, da wo er von der A. R. oder von katholischen Dingen redet, meist nur Blech.

2. Oberarchivrat Owald.

Man mu gratulieren, Herr Oberarchivrat! Gleich und Gleich gefellt sich nicht blo gern, sondern findet sich trotz allem, wenn es darauf ankommt. Die „Eisernen Blätter“ haben Ihre im „Deutschen Offiziersbund“ abgedruckte Polemik auf der ersten Seite schon gebracht. Aber die katholische Presse fällt doch nicht auf Sie herein. Die Augsburgische Postzeitung hat dem Herrn Oberarchivrat folgende Abfuhr erteilt:

„Wir haben in der Franktireurfrage die Meinung vertreten, da die deutschen und belgischen Katholiken eine gemeinsame Untersuchungs-

kommission einsetzen sollten. Eine Zeitungsdiskussion halten wir nicht geeignet, der Aufklärung zu dienen. Nicht alle Vorwürfe der Belgier gegen die Deutschen scheinen uns berechtigt, wie umgekehrt das Vorgehen der Deutschen in Belgien der Kritik doch dann und wann nicht standzuhalten scheint. So hat beispielsweise die auf Aktenstudium beruhende Darstellung des Falles Duperieux im „Turmer“ vom 6. März 1930 uns durchaus nicht vom Rechte der Deutschen überzeugt. In diesem Falle wurde ein belgischer Jesuit erschossen, weil man bei ihm Notizen fand, die als Predigtstichzen gedeutet werden konnten. Was da als Begründung zur Erschieung des Gefangenen angeführt wird, ist einfach haarsträubend. Doch das hier nur nebenbei. Wenn Dr. Owald gegen Moenius polemisiert, dann sollte er sich wenigstens selbst der Objektivität und des genauen Studiums befeleiigen. Nun aber druckt er zum Schlu die berühmte Verleumdung des „Völkischen Beobachters“ vom 10. April 1930 über die angeblichen Ausfuhungen des Pfarrers „Vorri“ in Honau ab. Von einem Archivrat, und gar von einem Mitglied des Reichsarchivs, sollte man Genauigkeit im Aktenstudium erwarten. Sollte man erwarten können, da er den „Völkischen Beobachter“ nicht ohne Prüfung als Geschichtsquelle benutzte.

Ein Archivrat hätte zum mindesten einmal sich bei der Erforschung der Wahrheit soviel Mue geben müssen, da er wenigstens den Namen des beschuldigten Pfarrers richtig schreiben kann. Der Pfarrer heit nämlich, wie schon oft festgestellt wurde, nicht „Vorri“, sondern „Fory“. Durch einen groen Teil der Presse ist übrigens längst die Darstellung des „Völkischen Beobachters“ in allen weiteren Einzelheiten widerlegt worden. Ein Archivrat, der in seinen Veröffentlichungen so wenig vorsichtig ist, schaltet sich selber aus der Diskussion um die belgische Franktireurfrage aus. Und im Falle „Vorri“ wäre die Nachprüfung so leicht gewesen! Wäre es so leicht gewesen, eine Blamage zu vermeiden.“

★

Und so etwas nennt sich deutsche Wissenschaft! So etwas macht sich kompetent für eine Frage, wie es die deutsch-belgische ist! Wer selbst in den so naheliegenden und leicht nachkontrollierbaren deutschen Quellen derart versagt, mu des groten Mitrauens gewärtig sein.

3. Cloaca maxima.

Für manchen klaffenden Koter ist freilich der Stiefelabsatz zu gut. Und wenn so ein Koter einen friedlichen Passanten in plötzlicher Tollwut anfällt, ist nix zu machen. Aber von periodisch ausbrechender Rabies sollte man doch in jedem halbwegs organisierten Gemeinwesen geschützt sein.

Eine nette Republik, in der man sich derartig von solchen Leuten beschmutzen lassen mu! Ja, wenn das, was sich 1918 Revolution nennt, wirklich eine Revolution gewesen wäre, dann faen diese Frechlinge heute noch in ihren Dachslochern, wie wohl sie etwas ganz anderes verdient hätten.

Da kommt in Nürnberg ein evangeli-bundlerisches Papier heraus, genannt „Die Fränkische Wacht“. Liebe Heimat, wie bist du heruntergekommen! Der italienfahrende und sich von germanisch-romanischer Symbiose nährende Dürer oder gar der feine Humanist Willibald Pirkheimer muten sich im Grabe umdrehen über das, was diese Barbaren von heute in ihrer Stadt veruben. Wir polemisieren nicht gegen jenen Unrat, der aus einer Kloake quirlt, die man wie die zu Rom „Cloaca maxima“ nennen könnte. Wir hängen diese evangeli-bundlerische Geistigkeit nur etwas niedriger und nageln sie anmit als ein Dokument deutschen Verfalles fest:

Die Papstpresse verherrlicht Volksverrater.

Der römische Priester Georg Mönius in München, Herausgeber des papsthorigen Wochenblattes „Allgemeine Rundschau“, ist ein Volks- und Landesverräter ersten Ranges, wie er

in einem anderen Lande nicht geduldet würde, ja überhaupt nicht denkbar wäre. Mönius gab in seiner Zeitschrift die frechsten verleumderischen Hetzlügen mit voller Zustimmung wieder, die von französischer und belgischer Seite gegen das deutsche Reich, das deutsche Volk und das deutsche Heer geschleudert worden sind. Er fordert, Deutschland solle ein förmliches „Schuldbekennnis“ aussprechen, das deutsche Volk solle „Buße tun“ wegen der (erlogenen!) „Kriegsgreuel“, die unsere Feldgrauen in Belgien begangen haben sollen. Mönius ist ein Kind deutscher Eltern „Franzose dem Herzen nach“, wie der vorige Papst Benedikt der 15. sich genannt hat, und darum ein ausgesprochener Feind des Volkes, aus dem er geboren wurde. Mönius hat dieser Einstellung in seinem Buch über Paris und in dem von ihm herausgegebenen ultramontanen Blatte durch viele unzweideutige Aeußerungen bekundet. Von uns und anderen vaterländisch gerichteten Blättern ist schon öfter auf dies alles hingewiesen und die Frage aufgeworfen worden, ob der Münchener Erzbischof Kardinal Faulhaber, dessen oberhirtlicher Aufsicht Mönius untersteht, das nichtswürdige Treiben dieses Priesters dauernd dulden werde. Die Papstblätter, z. B. der Bayerische Kurier, wagten den Verräter nicht offen in Schutz zu nehmen, weil seine elenden Schmierereien allzutoll sind; sie erklärten zugleich — im Widerspruch mit dem klaren Wortlaut der einschlägigen Bestimmungen des päpstlichen Gefetzbuches! —, die Kirche habe keine Möglichkeit, gegen Mönius einzuschreiten. Jetzt aber zeigt sich, daß man nicht einschreiten will, weil seine schurkischen Kundgebungen die volle Zustimmung der Ultramontanen haben. Das größte süddeutsche Blatt dieser Richtung ist die Augsburgische Postzeitung. Sie bietet u. a. allwöchentlich eine „Literarische Beilage“, die hauptsächlich von katholischen Geistlichen gelesen wird. Man ist aber doch nicht ganz unter sich, denn wir lesen die Literarische Beilage auch und fanden in Nr. 21 die Besprechung eines von H. Mohr herausgegebenen Sammelwerks „Menschen und Heilige“. Die Mitarbeiter, unter denen der saubere Mönius mitaufgeführt wird, werden von der Augsburgischen Postzeitung als „die besten unseres katholischen Schrifttums“, als „Bearbeiter mit glanzvollem Namen“ bezeichnet. Das führende bayerische Blatt feiert durch solche begeisterte Lobesworte einen Schriftsteller, der, obgleich selbst ein Deutscher, an Deutschfeindlichkeit nicht übertroffen werden kann. Zwischen Schwarzen und Roten entwickelt sich ein schöner Wettbewerb im Volks- und Landesverrat. Vielleicht werden dadurch den bewußten, vaterlandstreuen Deutschen beider Bekennnisse doch einmal die Augen aufgehen. Fz.

Ein Dokument deutschen Verfalls? Vielleicht ist es nur ein Symptom jüdischer Decadence, jüdischer Dekomposition. Sein Verfasser hieß nämlich früher anders, als er heute heißt, und es ist zu vermuten, daß der Herausgeber der „Fränkischen Wacht“, als er seinen Judennamen germanisierte, nicht auch eine eben so große Macht über sein jüdisches Blut gewann. Wahrlich, diese Talmud-Juden, die heute in verhegelter Dialektik germanischen Chauvinismus machen, sind die schlimmsten. Es liegt hier eine jener Verkoppelungen vor, die stets gefährlich sind, ob nun die Abwanderung der Juden in die Sozialdemokratie oder zum evangelischen Bund und in den Bismarck-Nationalismus erfolgt. Dieser Herausgeber der „Fränkischen Wacht“ mag als Saulus noch ein besserer Christ gewesen sein als heute als Paulus. Was er treibt, das ist ein wüßtes Steine-Werfen auf alles, was römisch-katholisch ist, ein wütiges Drauflosfahren in schnaubender Wut. Seine Funktion mag zu einem geringen Teile eine lokale Berechtigung haben, und es gibt keinen, der sich über seine verdienstvolle publizistische Arbeit mehr freut als ich, wenn es gilt, eine gewisse Presse zu züchtigen und sie in ihre richtige Bahn zu weisen. In diesem Sinne möchte ich ihn, katholisch gesehen — den Kammerjäger Nürnbergs nennen. Aber jenseits dieses Verdienstes dürfte das tolerante und anständige Nürnberg diesen sich überkollernden Kläffer abweisen und ihn schmerzlich als

einen „Pfahl im Fleische“ empfinden. Zu Ehren meiner Heimat möchte ich dies annehmen. Aber wo soll er sich schließlich austoben als in der „Fränkischen Wacht“, nachdem er beim „Völkischen Beobachter“ wegen seines unreinen Stammbaumes (wenigstens nicht offiziell) nicht ankommen dürfte! Dr. G. M.

Das „Bayerische Landeskomitee für Pilgerfahrten“ veranstaltet auch in den kommenden Ferienmonaten verschiedene Pilgerfahrten. Neben den beiden für kleinere Gruppen berechneten Studienfahrten nach Lourdes und Rom verdienen eine besondere Beachtung die beiden Jubiläumsfahrten nach Speyer und Budapest. In Speyer das 900jährige Domjubiläum, in Budapest das 900jährige St. Emmerich-Jubiläum. Die Fahrt nach Speyer bietet zugleich Gelegenheit zu einer herrlichen Rheinfahrt mit Sonderdampfer nach Koblenz, oder auch zu einer Fahrt nach Verdun (Besuch der Schlachtfelder), Paris und Lisieux. — Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an das „Bayerische Landeskomitee für Pilgerfahrten“ München, Pfandhausstraße 1.

Inserenten-Urteile

über die Anzeigen in der Allgemeinen Rundschau:

„Die sehr günstigen Resultate,

die ich während der ganzen Dauer meiner bisherigen Insertion nachweislich durch die A. R. erzielen konnte, veranlassen mich, das Insertionsabonnement auch im Jahre 1928 aufrechtzuerhalten.“

„Meine Anerkennung

für die Zugkräftigkeit und den Erfolg des Inserates in Ihrer von mir hochgeschätzten Wochenschrift.“

„Unser Insertion in mehr als 200

verschiedenen Blättern und Zeitschriften hatte bei der Allgemeinen Rundschau den weitaus größten Erfolg. Das nächsterfolgreichste Organ steht nach unseren Aufzeichnungen gegen die Allgemeine Rundschau um die Hälfte zurück.“

„Es hat sich eine hochehrfreuliche Belegung

unseres Bekanntwerdens gezeigt, die nur auf das Inserat in Ihrer geschätzten Wochenschrift zurückzuführen ist. Unser Vertreter ist auf seiner letzten Tour verschiedentlich darauf angedeutet worden.“

„Wir sind überrascht,

welch hoher Prozentsatz von Bestellungen und Anfragen auf Anzeigen in der Allgemeinen Rundschau erfolgt, und noch mehr, wie viele sich als Leser bezeichnen, ein Umstand, der zeigt, daß der Lesende mit der Zeitschrift in vertrauem Konnex steht. Wir haben wohl selten bei einer Zeitschrift einen ähnlichen Erfolg gehabt.“

„In unserer Geschäftsentwicklung

hätten wir den ganz hervorragenden Erfolg unserer Anzeigen in Ihrer ausgezeichneten Wochenschrift nicht missen mögen.“

Anzeigenannahme durch die
Geschäftsstelle der

Allgemeinen Rundschau

München, Galeriestr. 35a Gh.